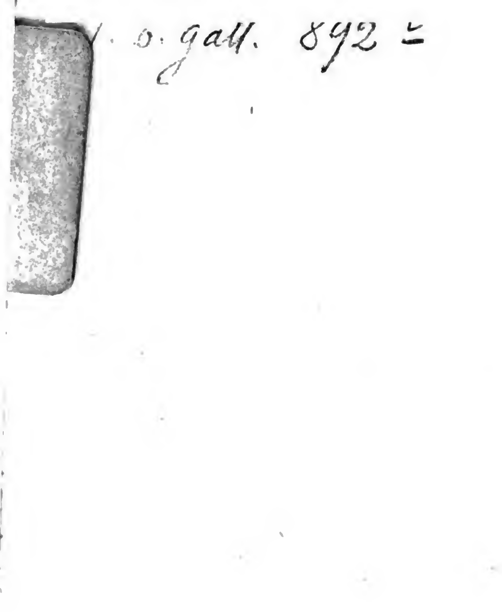




Geibel



<36620237010019

Fünf Bücher
französischer Lyrik

vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage

in Uebersetzungen

von

Emanuel Geibel

und

Heinrich Leuthold.

Stuttgart.
Cotta'scher Verlag.
1862.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Erstes Buch. Vorläufer der Romantik.

Zweites Buch. Romantiker.

Drittes Buch. Chansonniers.

Viertes Buch. Idyll und Satire.

Fünftes Buch. Epigonen verschiedener Richtungen.

Anhang. Dichter der französischen Schweiz.

Erstes Buch.

Vorläufer der Romantik.

André Chénier.

Die junge Gefangene.

„Dem jungen Halm ist noch vor keiner Sichel bang;
Die Rebe schwelgt im Thau den goldnen Sommer lang,
Und denkt der Kelter nicht, der herben;
Und ich, wie sie, so schön und, ach, so jung wie sie,
Ob mir die Stunde gleich kein hold Geschick verlieh,
Auch ich, auch ich will noch nicht sterben.

„Mag kalt und thränenlos ein Mann zum Tode gehn!
Ich wein' und hoffe noch; ich neig' im Windeswehn
Mein Haupt, es wieder zu erheben.
So süße Tage giebt's, ob mancher bitter war!
Wo ist ein Honigtrank, des herben Nachschmacks baar,
Ein Meer, das ewig klar und eben?

„Noch wohnt in meiner Brust die Lust am süßen Schein;
Vergebens engen mich des Kerkers Mauern ein;
Die Hoffnung leiht mir ihre Schwingen;

Es taucht die Nachtigall sich doppelt frei und froh
In's wolkenlose Blau, wenn sie dem Netz entfloh,
Und läßt ihr schmetternd Lied erklingen.

„Warum doch stürb' ich schon? In Frieden schlaf' ich ein;
In Frieden wach' ich auf, mir stört mit ihrer Pein
Den süßen Traum die Reue nimmer;
Ich bin des Kerkers Licht; es lächelt wer mich sieht;
Die Stirn selbst, die der Gram in ew'ge Falten zieht,
Umspielt ein leiser Freudenschimmer.

„Ach fern noch liegt das Ziel, das ich erwandern muß!
Den ersten Ulmen kaum vorüber schritt mein Fuß,
Die längs dem Pfade Schatten spenden;
Am wunderreichen Mahl des Lebens hab' ich kaum
Die Lippe noch genetzt und kaum genippt vom Schaum
Des vollen Kelchs in meinen Händen.

„Ich bin im Frühling erst. Die Ernte noch zu sehn
Möcht' ich von Kreis zu Kreis mein Jahr vollendend gehn,
So wie die Sonne dort im Blauen.
Der Lilie bin ich gleich, die frisch vom Thau geweckt
Vom schlanken Stiel den Kelch hinauf ins Frühroth streckt;
Des Abends Stral auch möcht' ich schauen.

„Entweich', entweiche denn! Zu früh noch ist's, o Tod.
Wo dich Verzweiflung ruft, wo dich ersehnt die Noth,
Geh deine Beute zu erwerben!

Doch mir verheißt die Flur der Blumen noch so viel,
Die Lieb' ihr selig Glück, die Mus' ihr Saitenspiel;
Ich kann, ich will so jung nicht sterben."

So klagt' in ihrer Haft ein Mädchen schön und bleich,
Und leisen Widerhalls der Aeolsharfe gleich
Fühlt' ich mein Saitenspiel erbeben.
Anmuth war all ihr Thun, ihr Seufzen Melodie,
Und wer ihr nur genaht, der zitterte, wie sie,
Für dieses junge süße Leben.

Der Gondolier.

Wo an Venedigs Strand das Meer wie Purpur wallet,
Dort rührt der Gondolier, sobald die Vesper hallet,
Mit leichtem Ruderschlag die spiegelglatte Flut,
Und singt Herminiens Reiz, Rinaldo's süße Glut.
Er singt und trägt dabei kein anderes Verlangen;
Singt ohne Zweck und Ruhm und ohne Zukunftsbangen;
Doch fühlt er, daß der Gott, der ihm die Brust erhebt,
Sanft seinen Pfad bestralt, der über'm Abgrund schwebt.
So lieb' auch ich allein und echolos zu singen,
Doch jene Strophen all, die ungehört verklingen,
Erheitern mir den Pfad durch Nacht und Finsterniß,
Auf dem so oft der Sturm mein Segel schon zerriß.

A. Chéniers letzte Zeilen.

So wie ein letzter Hauch, ein letzter Stral des Gottes
Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffottes;
Wer weiß, wann ich's besteigen muß!
Wer weiß! Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechzigfachen Schritt der vorgeschriebnen Reise
Helltön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Saals mit meinem Namen wecken — —

Chateaubriand.

Heimweh.

In meiner Brust wogt auf und nieder
Ein Ton aus unserm Frankreich wieder,
Da klingt es nach wie Lust und Schmerz
Und Lieder —
Wie sehnt sich, Schwester, heimatwärts
Mein Herz!

Denkst du der Tage längst vergangen,
Da von der Mutter Arm umfangen
An ihrer Brust die Kinderschaar
Gehangen?
Wie heilig da ihr silbern Haar
Uns war!

Und denkst du noch der Pfeilerhallen,
Um die der Dore Fluten wallen,
Des alten Mohrenthurms, der tief-
Metallen
Mit Glockenmund, wenn alles schlief,
Uns rief?

Denkst du des Sees, vom Forst umzogen,
Von Schwalben streifend überflogen,
Wo säuselnd sich das Schilf zur Flut
Gebogen,
Wenn ihr im Schooß des Abends Glut
Geruht?

Wer giebt mir meine Eichenhaine
Und Berge wieder? Wer die Eine,
Um die in täglich neuem Schmerz
Ich weine?
Ach, ewig sehnt sich heimatwärts
Mein Herz!

Der Sklave.

Jetzt, da vom Minaret, die weiche Nacht der Tropen
Aufschreckend, zum Gebet der strenge Derwisch ruft,
Jagt der Sahara Leu die scheuen Antilopen;
Doch meine Seele lechzt nach einer Rose Duft.
Schwarzäugig Kind des Bey, mag mich sein Aga strafen,
Wenn du musikberauscht mit meinen Locken spielst,
O Herrin, wessen Loos ist süß wie das des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

An der Galeere Bord verging ich einst vor Sehnen,
Und wenn mein Ruder sonst die träge Flut getheilt,
So war es feucht vom Meer und feucht von meinen Thränen;
Nun bannt ein Zauber mich, der all mein Weh geheilt.
Nun lieb' ich Golf und Strand und Leuchtthurm über'm
Hafen,
Denn daß du lauschend dich aus den Gemächern stiehlst,
Ist seine Leuchte ja ein Zeichen stets dem Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst.

Und o wie prangst du reich im Schmucke seinethalben,
Wenn dein Gefang'ner Nachts zum Harem zagend schleicht,
Wenn er, berauscht vom Duft des Ambra's und der Salben,
Aus frischen Bädern taucht, die ihm ein Nubier reicht!

Welch süß gefahrvoll Glück, wenn dann, anstatt zu schlafen,
In üpp'ger Fülle du in seine Arme fielst,
Und dir am Halsschmuck klirrt der Kettenring des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Wie dicht der Flugsand sei, ich kenne schon von ferne
Am leichten sichern Schritt dein weißes Dromedar,
Und wenn du dann erscheinst, gleichst du dem schönsten
Sterne,
Der jemals Nachts zur See ein Trost dem Schiffer war.
So labt kein Wüstenquell, den Mekkapilger trafen,
Wie wenn du durch den Flor des Schleiers nach mir schielst;
O keines Sultans Stolz gleicht dann dem Stolz des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Nun schwellt mir um das Land, dem grausam ich entrissen,
Kein Seufzer mehr die Brust, wie lieb es einst mir war;
Ich kann den Jugendherd, die Mutter kann ich missen,
Und bringt ein Priester je mein Lösegeld dir dar,
O gieb mich niemals los! Was soll der Heimat Hafen,
Was Welt und Freiheit dem, dem du allein gefielst! —
Mit weißem, nackten Fuß tritt auf den Hals des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Charles de Chenedollé.

Der Gladiator.

Zum Tod getroffen schwankt, doch stolzen Blicks, der Fechter,
Ein blutig Spielzeug nur der Römer stumpfem Sinn; —
Er sinkt, ein Mensch, wie sie, gefällt vom Menschenschlächter
Auf die Arena sterbend hin.

Vom Boden halb empor mit letzter Kraft sich ringend,
Stützt er sich auf die Hand, die nervig einst gestrotzt,
Indem er todtbereit, den grimmen Schmerz bezwingend,
Dem Römer noch in's Antlitz trotzt.

Langsamer, Schlag um Schlag, wird seiner Pulse Klopfen,
Sein Haupt sinkt auf die Brust vom Schwindel übermannt,
Aus seiner Seite fliehn gelass'ner schon die Tropfen
Des warmen Lebens in den Sand.

Zu fahlem Marmor siehst du seine Stirn erbleichen,
Er stirbt, doch fühlt im Tod sein Herz sich frei und groß;
Er stirbt, — da plötzlich bricht im Jubel ohne Gleichen
Der Beifall für den Sieger los.

Gleichgültig hört er's an, gelehnt auf seine Rechte;
Des Circus erster Preis dünkt ihm ein werthlos Glück;
Das Gut des Lebens selbst, dafern's nicht Rache brächte,
Verächtlich wies' er's jetzt zurück.

Fern schweift sein Sinn hinaus zur blauen Donauwelle,
Den Vater sieht er dort, den Greis im Silberhaar;
Er sieht bei seinem Weib auf seines Hüttleins Schwelle
Der sonngebräunten Knaben-Schaar.

Groß sind sie worden, stark, die Augen trotzig blitzend,
Indeß er selber hier, in unerhörtem Spiel
Auf fremden Landes Grund ruhmlos sein Blut verspritzend,
Der Schaulust dieser Römer fiel!

O Schmach! — So steht denn auf, Barbaren aus dem Norden!
Mit Brausen wälzt euch her ein uferloser Strom!
Rächt eurer Söhne Fall und stürzt, ihr blonden Horden,
Stürzt dies entmenschte blut'ge Rom!

Millevoye.

Blätterfall.

Schon läßt der schlummermüde Wald
Die welken Blätter lässig fallen;
Im abgelegnen Thal verhallt
Ist längst das Lied der Nachtigallen.

Da schleicht zum Forst in müder Qual
Ein bleicher Jüngling, reif zur Bahre;
Wehmüthig grüßt er noch einmal
Den Spielplatz seiner Kinderjahre.

„Geliebter Wald! Wie weckst du still
Mir in der Brust ein banges Ahnen!
Ich weiß, dein falbend Herbstlaub will
Mich an mein eigen Schicksal mahnen.

„Im Sommer sprach der Arzt zu mir:
Wenn diese Wipfel sich verfärben,
Dann, wisse, naht das Letzte dir,
Und mit den Blättern wirst du sterben.

„Ach, ungern scheid' ich, der ich kaum
Gekostet der Minute Schimmer,
Dem, ach, der Lenz nur wie ein Traum
Vorüberzog. — Doch sei es immer!

„Vergänglich Laub, fall' immer zu!
Ich weiß, mein Loos muß sich erfüllen,
Doch meiner Mutter wolle du
Mein namenloses Grab verhüllen.

„Nur wenn mein Lieb in Thränen heiß
Mich suchen kommt bei diesen Rüstern,
Dann rauscht, ihr Blätter, rauschet leis'
Und weckt mein Herz mit eurem Flüstern!"

So sprach der Jüngling, ging — und lag
Im nächsten Frühroth, eine Leiche.
Man grub ihn ein am dritten Tag
Im Schatten einer alten Eiche.

Wohl kam die greise Mutter bald;
Sein Lieb jedoch ist nie gekommen,
Und nichts mehr wird umher im Wald,
Als fern des Hirten Ruf vernommen.

Casimir Delavigne.

Die Parisienne.

Französisch Volk, du Volk der Braven,
Vertrauend naht die Freiheit dir!
Sie haben uns gesagt: „Seid Sklaven!“
„Wir sind Soldaten!“ sagen wir.
Paris ertönt von ruhmgeweihten
Schlachtrufen, die uns nicht befreiten.
Brüder, auf! Stürmet ein!
Ob Kanonen spei'n,
Drängt mit Macht zur Schlacht und sprengt die Söldnerreih'n,
Die Freiheit zu erstreiten.

Schließt enger euch! Die Ladung habe
Ein jeder Patriot zur Hand;
Das sei die freie Bürgergabe,
Die Jeder bringt dem Vaterland.
O Tag des Ruhms für alle Zeiten!
Paris, dein Schlachtruf soll uns leiten:
Brüder, auf! Stürmet ein!
Ob Kanonen spei'n,
Drängt mit Macht zur Schlacht und sprengt die Söldnerreih'n,
Die Freiheit zu erstreiten.

Seht! Trotz der Feuerschlünde Sprühen
Wächst stets die Schaar im Siegeslauf;
Im Hagel der Kartätschen blühen
Die zwanzigjähr'gen Feldherrn auf.
O Tag des Ruhms für alle Zeiten!
Paris, dein Schlachtruf soll uns leiten:
Brüder, auf! Stürmt ein!
Ob Kanonen spei'n,
Drängt mit Macht zur Schlacht und sprengt die Söldnerreih'n,
Die Freiheit zu erstreiten.

Wer aber führt der Freigesellten,
Der Kämpfer todtberelte Schaar?
Es ist die Freiheit zweier Welten,
Ist Lafayette im greisen Haar.
O Tag des Ruhms für alle Zeiten!
Paris, dein Schlachtruf soll uns leiten:
Brüder, auf! Stürmt ein!
Ob Kanonen spei'n,
Drängt mit Macht zur Schlacht und sprengt die Söldnerreih'n,
Die Freiheit zu erstreiten.

Die Trikolore, werth dem Volke,
Kehrt wieder, wieder wird geehrt
Das eh'rne Mal aus seiner Wolke,
Vom Licht der Freiheit froh verklärt.
O Tag des Ruhms für alle Zeiten!
Paris, dein Schlachtruf soll uns leiten:

Brüder, auf! Stürmt ein!
Ob Kanonen spei'n,
Drängt mit Macht zur Schlacht und sprengt die Söldnerreih'n,
Die Freiheit zu erstreiten.

Und nun zur großen Todtenfeier!
Die Trommeln dröhnen tief und dumpf;
Es schmückt die Leichen der Befreier
Des Volkes Lorbeer im Triumph.
Im Ruhmestempel, dem geweihten,
Ein leuchtend Vorbild aller Zeiten
Sollen sie uns sein!
Oeffnet eure Reih'n!
Laßt entblößten Haupts die großen Todten ein,
Die uns vom Joch befreiten!

Amable Tastu.

Der Grütlischwur.

Dort standen sie, die Drei! Es trat aus seiner Wolke
Der Mond und überschien die Männer aus dem Volke,
Gesichter mannhaft, kühn und wie geformt aus Erz;
Das Wamms war schlicht und grob, doch edel schlug das Herz.
Ein lauter heil'ger Schwur kam von den reinen Lippen;
Der Hall verkündigte dem Hall den Ruf der Drei,
Und drohend scholl es nach von Fels zu Felsenklippen:
Frei wie die Väter, frei!

Lang wird das Losungswort der kühnen Alpensöhne
Im Schooß der Menschheit noch nachschüttern mit Gedröhne:
Schon stieg vom Hochgebirg ein allgewalt'ger Geist,
Der ungesehen wirkt und in die Zukunft weist.
Er mahnt was unterjocht an die verlorne Würde
Und spricht verheißungsvoll von einem Völkermai
Zu Seelen, stark genug für die erhab'ne Bürde:
Frei wie die Schweizer, frei!

Du übermüth'ger Vogt, was packt dich Schreck und Zagen?
Dich schützt die Zwingburg doch, du kannst in Fesseln
schlagen;
Noch schläft die Freiheit ja, noch keimt nicht ihre Saat,
Und du bist reich an Gold und feil ist der Verrath.
Und dennoch zitterst du und ahnst, daß sie erwache,
Freiheit! Das bloße Wort schreckt jäh die Tyrannei;
Zu jeder Stund' in's Ohr raunt dir ein Gott der Rache:
Frei ist der Tapfre, frei!

Vielleicht, sie schliefe noch, wenn grausam nicht, verblendet
Du auf den eignen Sohn des Vaters Pfeil gewendet;
Doch der Tyrann, der blind die Vorsicht von sich stößt,
Wähnt, enger schließ' er sie, wenn er die Ketten löst.
Auf, biedre Schweizer, auf! Befreit euch ganz von ihnen!
Der Ruf, daß Küßnachts Vogt von Tell getroffen sei,
Dröhnt schon durch's Land und wächst gleich stürzenden
Lawinen:
Frei wie die Seelen, frei!

Freiheit, dein Tag brach an! Dies Land gehört dein eigen.
Hier wird kein Ehrgeiz sich in deiner Maske zeigen;
Ein Volk, das arm und stolz, beflügelst du zur That.
Hier kreis't um's Eisgefild, das noch kein Mensch betrat,
Dir huldigend der Aar; du spiegelst in den Buchten
Der See'n dein schönes Bild, und durch die Wüstenei
Granit'ner Felsen jauchzt der Gießbach in die Schluchten:
Frei sind wir, ewig frei!

Du aber, der du heut die angestammten Güter
Aufgiebst und dich verkaufst als fremder Kronen Hüter,
Wie kommt's, daß eines Lieds geheimnißvoller Reiz
Dich bis zu Thränen rührt, du rauher Sohn der Schweiz?
Das ist des Heimwehs Macht, du siehst die Alpen glühen,
Die Heerden heimwärts ziehn zur trauten Sennerei .....
Sehnsüchtig aber tönt das Alphorn von den Flühen:
Frei wie die Heimat, frei!

Alfonse de Lamartine.

Der See.

So dürfen wir, umstürmt vom ewigen Orkane,
Zu neuen Ufern stets entführt vom Wellenschlag,
Denn nie vor Anker gehn im Zeitenoceane,
Auch nicht für Einen Tag?

O See, kaum ist's ein Jahr, daß mir die Engelreine
Ein Wiedersehn verhieß an deiner theuren Flut;
Doch einsam rast' ich heut, sieh her, auf diesem Steine,
Auf dem einst Sie geruht!

So rauschtest du empor, daß dumpf die Felswand dröhnte,
So sah ich am Geklipp die Brandung nahn und fliehn,
So warf der Wind den Schaum, der deine Wogen krönte,
Zu ihren Füßen hin.

Denkst du des Abends noch? Der Kahn, in dem wir ruhten,
Glitt still dahin und still versank der Glanz des Tags,
Und nichts vernahm das Ohr, als auf den Spiegelfluten
Den Takt des Ruderschlags.

Da plötzlich rief ein Laut gleichwie von Engelsmunde
Den müden Wiederhall am Felsenufer wach;
Die Lüfte horchten auf, die Wasser in der Runde,
Als die Geliebte sprach:

„O Zeit, halt ein im Flug, und ihr, laßt ab zu fließen,
Ihr Stunden, einmal nur!
Vergönnt uns unverkürzt das Höchste zu genießen,
Das je ein Herz erfuhr!

„Zur Flucht beschwören euch die elend und zerschlagen;
Flieht, flieht für sie mit Hast!
Mit ihren Tagen nehmt von dannen ihre Plagen;
Doch die Beglückten laßt!

„Doch fleh' ich Rast umsonst, den Augenblick zu kosten,
Die Zeit nimmt ihren Lauf;
Noch sprech' ich zu der Nacht: Verweil'! und schon im Osten
Glüht hell das Frühroth auf.

„So laßt uns lieben denn! Die Stunden solcher Gnade
Sind kurz; genießen wir!
Der Mensch hat keinen Port, die Zeit hat kein Gestade,
Sie flieht und wir mit ihr." —

O Zeit, wie kann's denn sein, daß du die Wonneschauer
Des Tags, da uns den Kelch randvoll die Liebe schenkt,
Uns ganz so rasch entführst, als wie den Tag der Trauer,
Der uns mit Zähren tränkt!

Wie? Spurlos löscht' es aus, was uns so hoch entzückte?
Hin wär's, auf immer hin? Und ohne Wiederkehr?
Die Zeit, die's einmal gab, und die es dann entrückte,
Sie gäb' es nimmermehr?

Abgrund der Ewigkeit, nie ausgeforschter Bronnen
Vergangenheit, wo bleibt, was rastlos du verschlingst?
Sprich, ob du nie den Rausch zu früh entriss'ner Wonnen
Dem Herzen wiederbringst?

O See, o Felsgeklüft, o dunkle Waldesbreiten,
Euch rührt die Zeit nicht an; so wahrt denn, ewig jung,
O wahrt von dieser Nacht verscholl'nen Seligkeiten
Ihr die Erinnerung!

Sie wohne, schöner See, in deiner Ufer Prangen,
Im schwarzen Föhrenkranz, der dir zu Häupten ruht,
In jenen Klippenhöhn, die schroff herniederhangen
Auf deine blaue Flut;

Sie wohn' in deiner Ruh, in deinen Ungewittern,
Im Echo, das von Strand zu Strand fortklingend fließt,
Im silberstirn'gen Mond, der sein Geleucht mit Zittern
Auf deinen Spiegel gießt;

Auf daß der Seufzerhauch im Schilf, des Windes Klage
Die Luft, die dein Gestad klar wie Krystall umgiebt,
Daß Alles, was man hört und sieht und athmet, sage:
„Sie haben sich geliebt."

Erinnerung.

Die Tage fliehn; ich acht' es kaum,
Denn keiner läßt mir ein Erinnern;
Nur du wohnst ewig mir im Innern,
Du meiner Liebe letzter Traum!

Die Jahre, die vorüberwallen,
Wie häufen sie sich hinter mir!
So sieht um sich der Blätter Zier
Die Eiche welk zur Erde fallen.

Schnee hat sich auf mein Haupt gelegt;
Mein Blut ist träg und kalt geworden,
Wie Wellen, die der Sturm aus Norden,
Der eisige, in Fesseln schlägt.

Doch ewig jungen Reiz entfaltet
Sehnsuchtverklärt dein Bild in mir,
Wie meine Seele hüt' ich's hier
Im Busen schön und unveraltet.

Nein, meinem Blick entschwandst du nicht,
Da du vom Erdenleid genesen;
Ich seh' dich, ganz wie du gewesen,
Hinwandeln in dem ew'gen Licht;

Das Haupt von Anmuth noch umwoben,
Ganz wie an jenem letzten Tag,
Da deiner Seele Flügelschlag
Dich mit dem Frühroth trug nach oben.

So schön, so rein, so schmerzgeweiht
Seh' ich dich durch die Himmel schweben;
Dein Auge, drin erlosch das Leben,
Nun stralt es von Unsterblichkeit.

Wohl geht zu Rast der Sonne Schimmer
Und birgt sich, bis der Tag erwacht;
Doch meine Lieb' hat keine Nacht,
Ob meiner Seele stralst du immer.

Dich hör' ich, schau' ich überall,
Im Wolkenzug, im Dunst der Wildniß,
Es zittert auf der Flut dein Bildniß,
Im Winde deiner Stimme Schall.

Und wenn im Dämmerflor, im düstern,
Der schwüle Tag entschlief zur Ruh,
Ist mir, im Lufthauch nahest du,
Mir dein Geheimniß zuzuflüstern.

Ich meine Nachts, wenn dichtgedrängt
Die Himmelsleuchten ziehn im Blauen,
In jedem Sterne dich zu schauen,
An dem mein Aug' am liebsten hängt.

Im Dufte, den vom Rosenstrauche
Der West an mir vorübertrug,
Empfind' ich deinen Athemzug,
Der mich erquickt mit sanftem Hauche.

Und deine Hand ist's wunderbar,
Die mir vom Auge nimmt die Thränen,
Wenn ich geflohn mit meinem Sehnen
Zum Trost verheißenden Altar.

Du wachst an meinem Bett im Schatten
Und deckst mich mit den Flügeln zu;
Die leichten Träume sendest du,
Die mir ein dämmernd Glück gestatten.

Und löst im Schlaf einst deine Hand
Die Fessel, drin ich mich noch quäle,
Dann sinkt, o Zwilling meiner Seele,
Mit ihr die letzte Scheidewand.

Zwei Seufzer, himmelan getragen,
Zwei Stralen eines Morgenscheins
Sind unsre beiden Seelen Eins —
Und du, mein Herz, du kannst noch zagen?

Einsamkeit.

Wie oft, am Bergeshang im Schatten einer Eiche
Bei Sonnenuntergang nachlässig hingelehnt,
Lass' ich das Auge weit hinschweifen durch die reiche
Fruchtbare Eb'ne, die sich mir zu Füßen dehnt!

Hier schäumt der Strom dahin mit seinen Wellenmassen
Und dehnt und schlängelt sich und schwindet endlich fern;
Dort hat der müde See die Flut entschlummern lassen
Und über ihm im Blau erglänzt der Abendstern.

Noch hält die höchsten Höhn der waldumkränzten Kuppen
Der letzte Purpurstral des Abendroths umsonnt,
Indeß die Königin der Nacht aus Wolkengruppen
Sich hebt und milchweiß säumt den fernen Horizont.

Der gothisch alte Thurm der Kirche, halbverwittert,
Ruft zum Gebet; es lauscht des Wandrers Ohr erfrischt,
Da weithin über's Land die eh'rne Stimme zittert,
Die in den Lärm des Tags geweihte Töne mischt.

Doch diese Bilder all, aus Schönheit nur und Frieden
Gewoben, lassen mir die tiefste Seele leer;
Ein Schatten seh' ich sie, der von der Welt geschieden;
Des Lebens Sonne wärmt Gestorbene nicht mehr.

Umsonst von Berg zu Berg mein Auge lass' ich gleiten
Nach Auf- und Niedergang, nach jedem Himmelsstrich;
Umsonst durchforscht der Blick die unermess'nen Weiten,
Ich sehe: nirgends blüht ein dauernd Glück für mich.

Was sind mir Berg und Thal, was Hütten und Paläste,
Da ihnen längst der Reiz mich zu bezaubern fehlt?
Sturzbäche, Felsgeklüft, einsames Waldgeäste,
Ein Wesen mangelt euch, und alles scheint entseelt.

Ob jene Sonne dort aufgehe oder scheide,
Gleichgültig seh' ich sie vollziehn ihr Amt des Lichts,
Ob sie in klares Blau, ob in Gewölk sich kleide,
Was soll die Sonne mir? Ich will vom Tage nichts.

Und wenn mir auch ein Gott mit ihr zu ziehn vergönnte,
Doch schaut' ich fern und nah nur Leerheit und Verfall;
Von Allem lockt mich nichts, was sie beleuchten könnte,
Ich wünsche nichts von dir, du unermeßlich All!

Vielleicht, daß jenseits einst, wo hinter unsern Sternen
Durch andre Himmel hin der Sonnen Sonne zieht,
Vom Erdenstaub erlöst, entrückt zu sel'gen Fernen,
Was Ahnung ihm verhieß, mein Geist vollendet sieht!

Dann lab' ich mich am Quell, den ich gesucht mit Thränen,
Dann zieht die Hoffnung ein, die Lieb' in diese Brust;
Mich grüßt das Ideal, nach dem sich alle sehnen
Und das zu nennen doch kein Sterblicher gewußt.

O warum trägt mich nicht des Morgenrothes Schwinge,
Du unbestimmtes Ziel der Sehnsucht, bis zu dir!
Was hält die Erde mich gebannt in ihrem Ringe?
Hat meines Wesens Kern doch nichts gemein mit ihr!

Dem Wind gehört im Herbst das welke Laub der Eichen,
Das seiner Farben Schmuck dem Thal noch fallend lieh.
Ich bin vom Stamm gelöst, wie diese Blätterleichen.
So weht, ihr Stürme, weht, und tragt mich fort wie sie!

Buonaparte.

Auf kahlem Felsenriff, um das die Wogen klagen,
Sieht aus der Ferne schon ein Mal der Seemann ragen,
Am angeschwemmten Strand einsam ein weißes Grab.
Noch bräunte nicht die Zeit den Stein und unterm Teppich
Des grünen Laubgeflechts vom Zwerggestäud' und Eppich
Liegt ein zerbrochner Herrscherstab.

Hier ruht — kein Name, nein! — Die Erde mögt ihr fragen!
Da steht mit blutiger Schrift er leuchtend eingetragen
Vom Bord des Tanaïs zu Kedars Felsenjoch,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Brust der Braven,
Und bis in's Herz hinein von jener Heerde Sklaven,
Die unter seinem Wagen kroch.

So nahm, seit jenen Zwei'n, die groß und allbewundert
Stets das Jahrhundert nennt dem kommenden Jahrhundert,
Kein Name durch die Welt den blitzbeschwingten Lauf;
So hat den Erdball nie, um auf den Thron zu steigen,
Mit seinem Tritt ein Mensch gestempelt als sein Eigen —
Und hier hört diese Fußspur auf!

Hier liegt er! — Ihn umkreist ein Kind mit wenig Schritten;
Sein Schatten regt sich nicht, wenn unter Feindestritten
Der Sarg erdröhnt; es darf getrost
Um diese Donnerstirn die Eintagsfliege surren,
Und in das Schweigen fällt einförmig nur das Murren
Der Brandung, die den Fels umtos't.

O ruhbedürft'ger Geist, glaub' nicht, daß dir die Ehre
Der stummen Majestät des Sängers Mund versehre,
Der Gräber zu entweihn sich nimmer unterwand!
Dem Lorbeer ein Asyl hat stets die Gruft geboten;
Nichts rühre prüfend je an's Bahrtuch eines Todten,
Nichts — als der Wahrheit reine Hand.

Von Wolken liegt dein Grab, wie deine Wieg' umdunkelt;
Du aber glichst dem Blitz, der aus dem Wetter funkelt;
Du warfst, noch namenlos, den Donner in das All.
So, eh' er Memphis Stadt gesäugt an seinen Brüsten,
So wälzt noch unbenannt der Nil durch Memnons Wüsten
Mit Brausen seiner Wogen Schwall.

Die Götter waren hin, zerschellt der Throne Stufen,
Da flogst du siegreich auf; zum Herrn dich auszurufen,
Bot dir ein Brutusvolk die königliche Zier.
Das Sitten, Kön'ge, Gott entführt wie Schaumesflocken,
Selbst dies Jahrhundert trat zu seinem Quell erschrocken
Um Einen Schritt zurück vor dir.

Du kämpftest mit dem Wahn, vor keiner Zahl erbleichend;
Mit einem Schattenbild, dem Helden Jakob gleichend,
Rangst du, ein Sterblicher, bis du den Sieg erzielt;
Die größten Namen all der Völker und der Länder
Entweihtest spielend du, so wie der Tempelschänder
Mit den Altargefäßen spielt.

Was hoch die Menschheit preist: Ruhm, Ehre, Freiheit, Alles
War dir ein Schellenklang, den wesenlosen Schalles
Im Wind von Ort zu Ort ein stumpfes Echo trägt.
Nie konnte sein Getön dein lechzend Ohr erfrischen;
Dich hat die Schlacht allein, der Klinge schneidig Zischen
Und der Drommete Ton bewegt.

So schrittst du stolz und kalt, der Erdenlust zum Hohne,
Von der erschrocknen Welt nichts fordernd, als die Krone; —
Du schrittst; was dir im Weg, zertrat dein Fuß von Erz.
Dein Wille glich dem Pfeil, der, tödtlich im Durchbohren,
Das Ziel unfehlbar trifft, das ihm der Blick erkoren,
Und ging's durch eines Freundes Herz.

Von königlichem Gram die Stirne zu entschleiern,
Beim frohen Becher nie sah man dich Feste feiern,
Nur anderm Purpur flog berauscht dein Auge zu.
Ob dir die Schönheit naht' im Lächeln, ob im Leide:
Dem Posten gleich, der stumm Wacht hält im Eisenkleide,
Nie lächeltest noch seufztest du.

Du wuchsest ohne Lust, du stürztest ohne Klagen.
An deinen Panzer hat kein menschlich Herz geschlagen;
Zum Denken warst du da, für Haß und Liebe kalt.
Einsam aus Wolkenhöh'n das All zu überschauen,
Ward dir der Blick des Aars, dir wurden seine Klauen,
Mit denen du die Welt umkrallt.

Mit einem einz'gen Sprung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seinem Ruhm der Welt in's feige Antlitz blitzen,
Volksrecht und Königsrecht zertrümmern siegsgewiß,
Und mit der Eisenfaust, gestählt in Lieb' und Hasse,
Der machtlos knirschenden gesetzentwöhnten Masse
Aufzwingen Zügel und Gebiß,

Als Mittelpunkt der Zeit ihr Leben sein und Sinnen,
Den Neid entmuthigen, dem raschen Dolch entrinnen,
Einrichten eine Welt, die aus den Fugen schien,
Und dann sie zwanzigmal bei fahler Blitze Lodern
Im Spiel einsetzen und zum Kampf die Götter fodern —
O welch ein Traum! — Du lebtest ihn!

Und dennoch stürztest du vom stolzen Siegeswagen.
Auf diesen öden Fels vom Wettersturm verschlagen,
Sahst deinen Purpur du zerstückt von Feindes Hand;
Und zwischen Thron und Grab als letzte Gunst gewährte
Das Schicksal, das dein Trotz als einz'gen Gott verehrte,
Dir diese schmale Scholle Land.

O hätt' ich einst dich hier geschaut in deiner Blöße,
Wenn in der Einsamkeit das Bild vergangner Größe
Wie ein Gewissensbiß durch deine Seele ging,
Wenn auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten
Und an der kahlen Stirn, der sinnenden, gesenkten,
Die Wolke des Entsetzens hing!

Wie hoch vom Strand ein Hirt herabschaut in die Wogen
Und seinen Schatten sieht, der lang dahingezogen
Vom Strom geschaukelt schwankt im steten Wellenstreit,
So spähtest du vom Rand einsamer Größe nieder
Und sahst dich selbst, und sahst die vor'gen Tage wieder
Im Schatten der Vergangenheit.

Du sahst sie nahn und fliehn, gleich Wogen, deren Spitzen
Erleuchtet schon von fern im Meer herüberblitzen,
Ihr dumpfes Brausen klang verlockend an dein Ohr;
Ein Wiederschein des Ruhms umflog dein Antlitz helle,
Wenn dir ein glänzend Bild sich hob aus jeder Welle,
Bis sie dein trunkner Blick verlor.

Auf schwankem Brückenjoch Trotz bietend den Geschossen
Sahst du dich hier und dort vom Wüstenstaub umflossen,
Dort setzt dein schauernd Roß in Jordans heil'ge Flut;
Hier birst vor dir der Fels und wird zu glatten Stegen.
Zum Scepter schaffst du dort den niebesiegten Degen,
Hier — doch was stockt dir jäh das Blut?

Was wendest du den Blick? Was zucken deine Brauen?
Was deckt die Stirne dir mit leichenhaftem Grauen?
Was trat Entsetzliches dir vor die Seele? Was?
Sind's Trümmer einer Stadt, dran noch die Flamme lecket?
Blachfelder, die ein See verharschten Blutes decket?
Doch nein; der Ruhm tilgt alles das.

Der Ruhm löscht Alles aus, nur das Verbrechen nimmer;
Sieh jene Leiche dort, die nah und näher immer
Auftaucht! Ein Jüngling ist's, ein Held, beströmt mit Blut!
Die Woge, die ihn trägt, will nicht vorüberrollen,
Und Condé's Namen wirft mit dumpfem Rachegrollen
Dem Mörder in's Gesicht die Flut —

Umsonst von seiner Stirn, wo Stolz und Schreck sich mischen,
Strebt er mit hastiger Hand den Flecken wegzuwischen;
Frisch unter'm Finger wächst das Zeichen stets der Qual.
Als ob er von der Hand des Herrn gebrandmarkt stünde,
Krönt unauslöschlich ihn, ein Diadem der Sünde,
Das blutigrothe Kainsmal.

Ja, dieser Frevel ist's, der deinen Ruhm beflecket,
Der steten Zweifel selbst an deiner Größe wecket,
Der einer Blutspur gleich sich hängt an deinen Fuß.
Dein Name bleibt ein Spiel hinfort im Sturm der Zeiten;
Wie sie dich nennen soll, wird stets die Nachwelt streiten:
Ob Cäsar oder Marius?

— — — — — —

Erloschen bist du nun, klanglos dahingegangen;
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' er den Lohn empfangen,
Auf seiner Sens' entschläft, vom Mühsal übermannt,
Entschliefst du, noch am Gurt den blut'gen Schlachtendegen,
Da sich die Stunde naht', um Rechnung abzulegen
Dem Dienstherrn, der dich ausgesandt.

Man sagt, in letzter Zeit, in seiner Krankheit Tagen
Hab' er den müden Blick zum Himmel aufgeschlagen,
Wo sein verwaister Geist ihn etwas suchen hieß.
An seine finstre Stirn sah man das Kreuz ihn führen,
Ja, selbst die Lippen sich zu einem Worte rühren,
Das ihn die Scheu nicht enden ließ.

O nenn' ihn, diesen Gott, der herrscht und Herrscher weihet!
Der Gott ist's, der da straft, der Gott ist's, der verzeihet,
Der uns und Helden nicht mit gleichem Maße mißt!
Vertrau ihm unverzagt, nur Er hat dich verstanden,
Und Jedem wird sein Recht, ob er ein Sklav' in Banden,
Ob ein gekrönter Herrscher ist.

— — — — — —

Geschlossen ist der Sarg. Gott hat gerichtet. Stille!
Denn That und Missethat wog der allweise Wille,
Deß Gnade schrankenlos, wie seine Allgewalt!
Kein Sterblicher ermaß die Tiefe dieses Bornes,
Und Keiner weiß, ob nicht, du Geißel seines Zornes,
Dein Genius ihm für Tugend galt?

Zweites Buch.

Romantiker.

Victor Hugo.

Egypten.

Wie breitet ihr Gebiet flach, endlos ausgespannt,
In Fluren abgetheilt wie ein gestreift Gewand
Dahin Egypten, blond von Aehren!
Die Sandflut mittagwärts, die See von Mitternacht
Bestreiten ihr den Sitz; sie aber liegt und lacht
Nichts fürchtend zwischen beiden Meeren.

Drei Spitzen ragten fern zum Himmel, bergesgroß,
Im Dreieck aufgethürmt; um ihre Schwellen floß
Der Flugsand in gerippten Wellen,
Und von der Gipfel First sich stets erweiternd, sank
Bis auf den Grund gestuft ein ries'ger Treppenhang,
Gebaut für Schritte von sechs Ellen.

Ein Gott aus grünem Stein und eine Porphyrsphinx
Beschauten sie, wenn nicht der Wüste Glutwind rings
In Wirbeln auftrieb Staub und Aschen;
Im Norden sah ich Schiff um Schiff zum Hafen ziehn,
Und eine Riesenstadt, am Ufer lagernd, schien
Im Meer die Füße sich zu waschen.

Von fern vernahm man dumpf des Samums Todeshauch,
Dazwischen das Geknirsch der Kiesel, die am Bauch
Des Krokodils gestreift die Schuppen;
Stolz schwang der Obelisk sich auf, einsam ergraut,
Und gelb im Spätroth lag wie eine Tigerhaut
Der Nil, gefleckt mit Inselgruppen.

Der Tag versank; das Meer, das wellenlos zerschmolz,
Warf spiegelklar zurück den Ball lebend'gen Golds,
Deß Amt ist, uns mit Licht zu segnen;
Und dort am Horizont und hier im Glanz der Flut
Sah man zwei Sonnen jetzt, umwallt von Purpurglut,
Gleichwie zwei Könige sich begegnen.

Sultan Achmet.

Zu Juana sprach, der Schönen,
Die da lacht in Silbertönen,
Sultan Achmet halb im Scherz:
Meine Krone, süßes Leben,
Würd' ich für Medina geben,
Und Medina für dein Herz.

„Hoher Sultan, laß dich taufen!
Um geringern Preis erkaufen
Wirst du nimmer meine Gunst.
Einen blinden Heiden stündlich
Zu liebkosen wäre sündlich,
Und mich schreckt der Hölle Brunst!“

Wohl, so schwör' ich's bei den reinen
Perlen, die verdunkelt scheinen
Neben solcher Schultern Glanz,
Daß ich dein Gebot vollführe,
Wenn ich deines Nackens Schnüre
Nehmen darf zum Rosenkranz.

Die Favorite.

Genug, o Jüdin, deinetwegen
Entvölkert' ich mein Frau'ngemach;
Nun laß zum Mitleid dich bewegen,
Es folge deines Fächers Schlägen
Nicht stets ein Schlag des Beiles nach.

Laß endlich ab, Geliebte, schone
Der Schaar, die dich nicht ärmer macht!
Zum Schleier gab ich dir die Krone;
Was flehst du nun mit Schmeicheltone
Um ihren Tod noch jede Nacht?

Wenn du liebkosend mein Verlangen
Mit deiner Lippen Balsam stillst,
Verräth die Glut auf deinen Wangen,
Dein trunkner Blick, dein heiß Umfangen
Nur, daß du neue Opfer willst.

Ha, eifersüchtigste der Frauen!
Du Herz von Stahl und doch so schön!
Halt ein! Wann hat man auf den Auen
Der Rose wegen je die blauen
Harmlosen Blumen sterben sehn?

Dein bin ich. Kannst du mehr begehren?
Wenn sanft dein Haupt an meinem ruht,
Was gilt dir's, daß nach gleichen Ehren
Umsonst sich hundert Frau'n verzehren
In Seufzern ungestillter Glut?

Laß immer in verwaister Zelle
Sie dich beneiden, Sultanin!
Sieh sie vörbeiziehn, wie die Welle,
Und nimm die Welt, die sonnenhelle,
Mein Leben, meinen Thron dahin.

Nimm hin mein Volk, mach's zu dem deinen,
Nimm Stambul, das am Meer sich sonnt!
Mit Kuppeln prangt's und Palmenhainen
Und seine tausend Spitzen scheinen
Ein Mastenwald am Horizont.

Die Spahis nimm! Das Blachfeld fliegen
Im Scharlachturban sie entlang.
Schau, wie sie mit behendem Wiegen
Im Sattel sich vorüberbiegen,
Wie Ruderer auf ihrer Bank!

Balsora, Trapezunt, das hehre,
Nimm hin und Cyperns alten Ruhm,
Nimm Mosul mit dem Weltverkehre
Und Fez, das Goldstaub schickt zum Meere,
Und das bethürmte Erzerum.

Nimm Smyrna's Markt, wo an die neuen
Paläste blau der Hafen stößt,
Den Ganges, den die Wittwen scheuen,
Die Donau, deren Wogendräuen
Sich friedlich in fünf Ströme löst.

Was schaust du auf Circassiens Schönen,
Damanhurs Lilien neidisch hin?
Was auf die Mohrin, die mit Stöhnen
Nach Liebe lechzt in fremden Tönen,
Wie eine junge Tigerin?

Nie lockt ein Schwanenhals mich wieder,
Ein Busen nie von Ebenholz.
Nicht weiß, nicht braun sind deine Glieder,
Doch scheint's, es schmolz auf dich hernieder
Ein Tropfe flüss'gen Sonnengolds.

Besprich denn, grimmste der Sirenen,
Den Gluthauch, der mein Beet entlaubt!
Erstick' im Glanz dein blutig Sehnen,
Daß nicht mit jeder deiner Thränen
Zu Boden fall' ein Frauenhaupt.

Beschau' den Golf von deinen Zinnen,
Und bade dich in Ambraflut;
Doch laß dies eifersücht'ge Sinnen! —
Dem Sultan stehen Sultaninnen,
Dem Dolche stehen Perlen gut.

Komm junge Zauberin.

Komm junge Zauberin, die meine Seele bannte!
Als Göttin priese dich Virgil, als Engel Dante,
So hoch ist deine Stirn, so schwebend leicht dein Fuß,
Und vom halboffnen Mund so lieblich klingt dein Gruß.
Wie müßte wundervoll zu deinen stolzen Brauen
Der blaue Panzer stehn der alten Schildjungfrauen!
Und mehr als Ein Serail beneidete vielleicht
Dich um der Lippen Roth, das der Koralle gleicht.
Cellini würd', entzückt von deiner Anmuth, gülden
Auf einem Trinkgefäß dein holdes Gleichniß bilden,
Wie du, das Haupt empor, mit sanftgebog'nem Leib
Aus einer Lilie stiegst, die ausläuft in ein Weib,
Aus einem Lotuskelch, von Laubgerank umkleidet,
Um dessen fremden Reiz Natur die Kunst beneidet.

O komm' und hör' mich an, du, deren Blick ein Stral! —
Der Tag, an dem ich dir genaht zum erstenmal,
Das war ein goldner Tag. O, blieb in deinem Innern,
So wie in meiner Brust von ihm ein licht Erinnern?
Du lächelst. Gieb mir denn die Hand so weiß und weich,
Und komm! Der Frühling blüht, der Pfad ist schattenreich,
Die Luft ist lau, und dort am Hang im Eichengrunde
Vernimmt kein lauschend Ohr das Wort aus unserm Munde.

Dahin!

Es war ein großes Schloß aus den verschollnen Tagen
Ludwigs des Dreizehnten, in's Abendroth versenkt;
Aus seinen Fensterreihn, die formlos schimmernd lagen,
Schien eine Feuersbrunst in lichter Glut zu schlagen,
Das Dach verschwand, vom Glanz der Stralenflut ertränkt.

Vor unserm Blick erschloß — versunkne Pracht zu zeigen —
Sich einer jener Parks, wo Gras im Pfade weht,
Und zwischen wirrem Laub, umrankt von Epheuzweigen,
Auf grauem Fußgestell, marmorn, mit trübem Schweigen
An seiner Flamm' aus Stein ein bärt'ger Winter steht.

Verlassen schlummerte das große Wasserbecken,
In dem ein moosiger Neptun verwitternd lag;
Hoch überwuchs das Schilf die sumpf'gen Uferstrecken,
Und wildaufwucherten die Bäume rings, die Hecken,
Aus denen einst Boileau gefäll'ge Reime brach.

Die Mäntel, tief herab auf lange Degen fließend,
Belebten, ach, nicht mehr Boskett und Wiesenplan;
An ihrer Urne schlief die Nymphe, Wasser gießend,
Und weit ihr Kiefernpaar von Muschelwerk erschließend,
Gähnt' aus dem Lustgehölz die Grotte müd' uns an.

Und damals sagt' ich dir: Die Mauern hier umschlossen
Einst Lieb' und Liebeslust, so frisch wie deine jetzt,
Und Ruhm und Festesglanz und tausend süße Possen;
Und darum schau'n sie heut so düster und verdrossen,
Gleich Schalen, drin der Trank als Rost sich angesetzt.

Zu dieser Grotte schlich, wo Schlingkraut jetzt die Füße
Uns hemmt, beklomm'nen Muths, gesenkt das Augenlied,
Die Fee Caussade wohl, Candale wohl, die süße,
Die nur zu gern besiegt vom Sturm erlauchter Grüße
Beim Kommen Sire noch sprach und Louis, wenn sie schied.

Und grade so wie heut sah dazumal Candale
Verschwimmen im Azur der Wolke blonden Flaum;
Vergoldet schimmerte das Dach im Abendstrale,
Die Fenster flammten auf, tief glühten die Portale,
Der Himmel lag im Glanz und die Natur im Traum.

Ach, dazumal wie heut lustwandelten zusammen
Zwei Herzen hier durch's Grün, vereint durch süße Wahl;
Vom Himmel schien sie ihm, sein Engelsbild, zu stammen,
Und selig trunken hing das Auge voll von Flammen
Am Auge voll von Glanz, wie heute dazumal.

Von ferne durch den Forst vernahm man Scherz und Lachen,
Verliebten Jubel, der gedämpft herüberscholl,
Dann plötzlich ward es still; ihr Kosen unterbrachen
Die Zwei. Er frug bewegt: Was kann dich traurig machen?
Und sanft frug Sie zurück: Was dich gedankenvoll?

Und stumm dann, Hand in Hand, glückstralend, heiß die Wangen,
Durchwallten sie den Park vom Abend übersonnt;
Eins ward ihr Blick, ihr Hauch, ihr Denken, ihr Verlangen —
O hingeschwundne Zeit! O früh verloschnes Prangen!
O schöne Sonnen, längst hinab am Horizont!

Lied.

Weil jede Brust ihr Leben,
Ihr bestes Gut
Sich sehnt dahinzugeben,
Klang, Duft und Glut:

So geb' ich dir zur Stunde
An dich geschmiegt
Was Edles mir im Grunde
Der Seele liegt.

Mein Denken nimm, mein Sehnen,
Das ernst und still
Nur, wie der Thau, in Thränen
Dir nahen will;

Nimm aller Wünsche Segen,
Und was zur Frist
Lichtglanz auf meinen Wegen
Und Schatten ist;

Den Geist, der ohne Steuer
Im Strudel sinkt,
Wenn nicht als leitend Feuer
Dein Aug' ihm winkt;

Mein Lied, das dich nur meinet
Mit jedem Gruß,
Und weil mit dir es weinet,
Oft weinen muß;

Nimm ganz mein Herz, verklär' es
Du Stern des Lichts!
Ach, ohne Liebe wär' es
Ein trostlos Nichts.

Aus „Napoleons Heimkehr.“

(1840.)

Sire, du kommst dereinst in deine Stadt gezogen,
Kommst ohne Sturmgeläut, Parteiwuth, Schlacht und Streit,
Acht schwarze Rosse ziehn dich durch den Siegesbogen
Im kaiserlichen Kleid.

Durch jenes selbe Thor, aus dem sie dich verstoßen,
Kehrst du mit Pomp, o Herr, zurück dann in dein Reich,
An Würd' und Herrlichkeit der Kronen Karl dem Großen,
An Ruhm dem Cäsar gleich.

Leuchtfeuer läßt Paris von hundert Thürmen wallen,
Und seine Stimmen all versammelt es im Chor;
Geläut und Trommelschlag, Posaun' und Pauke schallen,
Ein Preisgesang, empor.

Hinsinkt auf's Knie das Volk vor deinem Siegeswagen,
Hinsinkt das Heer, das dir so oft gefolgt zur Schlacht;
Doch nicken kannst du nicht, kannst nicht, wie vormals, sagen:
„Das habt ihr gut gemacht!“

Ein mächt'ger Jubelsturm und doch vom Schmerz gedämpfet,
Ein Ruf der Liebe, der aus tiefster Seele bricht,
Erfüllt die Stadt, doch du, der du ihn dir erkämpfet,
Mein Held, du hörst ihn nicht.

Und stumm, mit grauem Haar, die bärt'gen Grenadiere,
Um deiner Rosse Spur zu küssen nah'n sie dicht;
Wen sollte solche Treu nicht rühren? Doch, o Sire,
Dein Auge sieht sie nicht.

Denn während um dich her, Gewalt'ger ohne Gleichen,
Der Ehrfurcht späten Zoll dir huldigend zu weihn,
Paris, Frankreich, die Welt sich fromm die Hände reichen,
Wirst du entschlummert sein.

Du wirst entschlummert sein, voll Majestät die Brauen,
Zu jenem dunkeln Schlaf traumschwer und wunderbar,
Den Barbarossa nun im Stuhl aus Stein gehauen
Schläft sechsmal hundert Jahr.

An die Geliebte.

Weil mir dein voller Kelch die heißen Lippen kühlte,
Weil meine bleiche Stirn in deiner Hand geruht,
Weil ich den süßen Hauch von deiner Seele fühlte,
Der wie ein Weihrauch ist in dunkler Lüfte Flut;

Weil mir's gegeben ward, von dir die süßen Laute
Zu hören, drin das Herz sich aufschließt bis zum Grund,
Weil deine Thräne sanft auf meine Wimper thaute,
Weil ich mein Lächeln sah erblühn auf deinem Mund;

Weil auf mein Haupt ein Stral in wundervollem Glanze
Von deinem Sterne fiel, der sein Gewölk durchbrach,
Weil ich ein Rosenblatt, aus deiner Tage Kranze
Entrissen, sinken sah in meines Lebens Bach:

So sprech' ich unverzagt zu den entflieh'nden Lenzen:
Zieht hin, zieht immer hin! Nicht altert dies Gemüth.
Wie Schatten schwindet fort mit euern welken Kränzen!
In mir ist eine Kraft, die unvergänglich blüht.

Die Schale, die mich labt, ist stets zum Rand gefüllet,
Und nie zertrümmert sie der Flügelschlag der Zeit.
Mehr Feuer hat mein Geist, als ihr in Aschen hüllet,
Mehr Liebe hat mein Herz, als ihr Vergessenheit.

Mazeppa.

I.

Als einst Mazeppa sich, um nicht'ge Schuld zu büßen,
Vom nackten Schwert bedroht, an Armen, Leib und Füßen
Auf ein unbändig Roß
Geschnürt sah, das zurück nach seiner Steppe lüstern,
Gehetzt ward, bis ihm Dampf und Feuer aus den Nüstern
Und von den Hufen schoß;

Als er sich wie ein Wurm in seiner Bande Knoten
Gewälzt, in seiner Qual ein Schauspiel dem Despoten,
Der lachend Beifall rief,
Und endlich sank auf's Kreuz des scheusten von den Hengsten,
Voll Schaum und Schweiß, indeß blutroth vor Todesängsten
Das Aug' ihm unterlief:

Verzweifelnd schrie er auf. — Und wie vom Sturm getragen,
In athemloser Hast fliehn Roß und Mann und jagen
Den gelben Flugsand auf.
Ein Brausen und der Staub, der ob den öden Strecken
Hinwirbelt wie Gewölk, aus welchem Blitze lecken,
Bezeichnen ihren Lauf.

Fort geht's. So pflegt durch's Thal die Windsbraut hin-
zustürmen,
Die Wetter jagen so, die im Gebirg sich thürmen,
So fliegt ein Feuerball;
Nun sind sie bloß ein Punkt im Ocean des Raumes
Und nun verschwinden sie, wie eine Flocke Schaumes
Im weiten Meeresschwall.

Fort geht's. Die Bahn ist weit. Stets neue Wüsten breiten
Sich hinter Wüsten aus, endlos nach allen Seiten,
Wild, unfruchtbar, versengt.
Vorüber saust der Flug an ries'gen Eichenstämmen,
An Thürmen grau und morsch, an dunkeln Bergeskämmen,
Doch alles schwankt vermengt.

Und sucht er sich vom Seil verzweifelt loszuringen,
So stürmt das scheue Roß, als hätt' es Windesschwingen,
Nur hitziger entbrannt
In die Unendlichkeit hinaus des Steppenlandes,
Das weit vor ihnen liegt in breiten Furchen Sandes,
Wie ein gestreift Gewand.

Schon taumelt Alles rings. Im Regenbogenschimmer
Schwimmt um ihn her der Wald, der alten Burg Getrümmer,
Die Wolk' am Himmelsdach;
Er sieht die Berge fern wie bunte Wellen fluten —
So brausen sie dahin. Ein Trupp von wilden Stuten
Stürzt ihnen dampfend nach.

Allmählich sinkt der Tag; da spalten sich die dichten
Herbstwolken; hier und da bahnt durch die weißen Schichten
Die Sonne sich den Pfad;
Doch dieser Himmel scheint, wo Glanz und Nebel hadern,
Sich um ihn her zu drehn, wie ein mit goldnen Adern
Gesprenkelt Marmorrad.

Irr schweift sein brennend Aug', es sinkt sein Haupt, es schleppen
Die Haare nach im Sand; Blut färbt die gelben Steppen,
Blut das Gestrüpp am Grund;
Gleich einer Schlang' umstrickt schmerzvoller stets in harter
Verknotung ihn das Seil und schnürt die von der Marter
Geschwollnen Glieder wund.

Doch zaum- und fessellos, als ritt' ihn das Entsetzen,
Mit Schaum und Blut betrieft, der Weichen Fleisch in Fetzen,
Jagt schnaubend hin der Hengst;
Weh, statt der Stuten folgt, die Schweif und Mähne sträubend
Nachsetzten, mit Gewieh'r sein banges Ohr betäubend,
Ein Heer von Raben längst!

Ohreulen ziehen mit, die sonst am Tage zittern,
Fischaar und Adler, die das Aas der Schlachten wittern;
Doch hungrig rauscht dem Schwarm
Der falbe Geier vor, der gern den Hals, den rothen
Flaumlosen, wühlen läßt im Eingeweid der Todten,
Wie einen nackten Arm.

Sie haben allzumal, Fraß witternd, ihre Horste
Verlassen, mitzuziehn, den Thurm im wilden Forste,
Das öde Ritterhaus;
Er aber, taub dem Schrei, den schrill sie ausgestoßen,
Frägt irr und wund: Wer spannt dort über mir den großen
Kohlschwarzen Fächer aus?

Trüb, sternlos kommt die Nacht. Dicht hinter ihrer Beute
In stets erhöhter Wuth rauscht die beschwingte Meute
Blutgierig, langen Zugs;
Nur wie ein dumpf Geräusch durch dichtgefall'nen Nebel,
Vernimmt er um sich her das Wetzen ihrer Schnäbel,
Das Schwirren ihres Flugs.

Zuletzt, am dritten Tag des ziellos unbewußten
Hinjagens durch den Sand, durch Waldgebiet und Pußten
Und eisig Stromgebraus
Bäumt nochmals sich das Pferd, schaumtriefend, am Verlechzen,
Und löscht der Hufe Blitz hinstürzend unter'm Krächzen
Des Raubgevögels aus.

So liegt Mazeppa da, nackt, wund, ein Bild der Schrecken
Roth, dem Granatbusch gleich, den reich die Blüthen decken,
Sobald es Frühling ward;
Schon senkt im Kreise sich der Schwarm, ihn anzupacken,
Und hundert Schnäbel drohn, das Aug' ihm auszuhacken,
Das stumpf und gläsern starrt. —

Und dieser Wimmernde, Zerschundne, Sinnberaubte,
Er ist's, den einst das Volk am Don zu seinem Haupte
Erhöht in Majestät,
Und der verschwend'risch dann mit Leichen, unbegraben,
Wie zur Entschädigung, den Geiern und den Raben
Das Schlachtgefild besät.

Hervorgehn wird er stolz und hoch aus seiner Blöße;
Um seine Schultern wallt das Zeichen wilder Größe,
Des Hetmans Zobelpelz;
In Staub sinkt jede Stirn, wenn er vorüberreitet
Und schmetternd die Musik sein tanzend Roß begleitet
Zum Eingang seines Zelts.

II.

So, wenn ein Sterblicher, ein von dem Gott Geweihter
An dich gebunden ward, ein unfreiwilliger Reiter,
Genie, du wilder Hengst!
Umsonst ist all sein Kampf. Du trägst ihn aus den Marken
Der Wirklichkeit hinweg, indem du mit dem starken
Erzhuf die Pforten sprengst.

Durch Wüsten trägst du ihn, zu kahlen Bergeskronen,
Hoch über Wolken hin und zu den Regionen,
Die keine Sonne wärmt,
Und wo emporgeschreckt von deines Fluges Rauschen,
Die Schaar des Abgrunds dicht mit neubegier'gem Lauschen
Des Fremdlings Pfad umschwärmt.

Das Reich des Möglichen auf deinen Flammenschwingen
Durchmißt er kühnen Flugs, den Brunnen sieht er springen,
Draus sich verjüngt die Welt,
Und in der Nacht des Sturms, wie in der sternbesä'ten,
Weht sein Gelock, vermischt dem Gluthaar der Kometen,
Dahin am Himmelszelt.

Wo Herschels Monde ziehn, Saturnus Ring verglänzet,
Der Pol die eis'ge Stirn sich Nachts mit Purpur kränzet,
Stürmst du mit ihm hinauf,
Und prächtig schließt dein Flug, den nichts ermatten konnte,
Umwogt vom Sphärenklang stets neue Horizonte
Vor seinen Blicken auf.

Doch nur ein Engel mag und nur ein Dämon wissen,
Was er zu dulden hat, wie tief in sein zerrissen
Gemüth die Flamme greift,
Wie oft er zagt, versengt vom Funkensprühn des Tages,
Wie oft die Brut der Nacht gespenst'gen Flügelschlages
Die bleiche Stirn ihm streift.

Er schreit entsetzt empor, doch du bist taub dem Armen;
Gebrochen taumelt er, doch rastlos ohn' Erbarmen
Reißt ihn dahin dein Lauf;
Bei jedem neuen Satz schon zuckt er, wie verendend.
Da naht das Ziel. — Er fliegt, er stürzt; — und groß und blendend
Als König steht er auf.

Lied.

Hast du nichts mir zu vertrauen,
Warum kommst du Zauberin?
Würde dich ein König schauen,
Wär' auch seine Ruh' dahin.
Hast du nichts mir zu vertrauen,
Warum kommst du Zauberin?

Hast du nichts mir zu gestehen,
Warum diesen Druck der Hand?
Von den fremden, süßen Wehen,
Die dein Busen jüngst empfand,
Hast du nichts mir zu gestehen,
Warum diesen Druck der Hand?

Wenn du möchtest, daß ich gehe,
Sprich, o sprich, was treibt dich her?
Zittr' ich doch, wenn ich dich sehe,
Und mein Herz wird leicht und schwer.
Wenn du möchtest, daß ich gehe,
Sprich, o sprich, was treibt dich her?

Die Salzsäule.

Als jenes Römervolk hinsiechte hoffnungslos —
Carthago ahnte schon, auch dir werd' einst sein Loos,
Du stolze Roma, widerfahren —
Als jene Welt versank, welk, morsch und todesmatt,
Jedweder Größe baar, und bis zum Ekel satt
All ihrer Laster und Cäsaren,

Als sie, wie Tyrus, fault' in Prunk und Ueberdruß,
Ein Haufe Sklaven nur, die ihres Meisters Fuß
Im Nacken spürten ohne Fluchen,
Und wein- und blutberauscht, gleichgültigen Gesichts,
Auf Cato Tigellin, auf ein Gestirn das Nichts,
Auf Riesen folgen sah'n Eunuchen:

Ein gräßlich Schauspiel war's. Wer gut, entfloh dem Kreis;
Der Magier sann umsonst, der bleiche Sehergreis,
Der Zukunft Vorhang zu zerklüften;
Dreihundert Jahre lang, mit raunendem Getos
Grollt' über diesem Pfuhl der Sünde schlummerlos
Ein Donnern in den hohen Lüften;

Neid, Hoffart, Ueppigkeit, im hohlen Blick die Pest,
Gier, Habsucht, Trägheit, Wuth umtanzten dort das Fest,
Das Leichenfest mit Hohngelächter;
Und dräuend im Gewölk, vom Wetterschein verklärt,
Sah man Erzengel ziehn mit breitem Flammenschwert,
Sieben verhängnißvolle Wächter.

Die Muse Juvenals hielt dieser Zeit des Falls
Den Spiegel vor und ward zur Säule drauf von Salz.
Ihr seht sie in der Wüste stehen,
Einsam — kein Schatten rings, kein Brunnen, keine Trift!
Nur auf der düstern Stirn steht ihr geprägt die Schrift:
„Dafür, daß Sodom ich gesehen!“

Das Kind.

Es jubelte das Kind, die Mutter lag im Sterben,
Die bleiche, schöne Stirn im Schatten hingelehnt;
Ein Schwinden war es hier, ein Welken, ein Entfärben,
Dort jener Lebenstrieb, der froh die Knospe dehnt.

Fünfjährig war das Kind, sein Lachen klang herüber,
Sein Singen silberhell; ich sah, hier gingen sacht
Das Leben und der Tod, zwei Engel, sich vorüber;
Hier Jauchzen jeden Tag, dort Röcheln jede Nacht.

Die Kleine jauchzte fort in hellen Freudenschreien,
Als man die Mutter trug hinaus zur ew'gen Rast; —
Der Schmerz ist eine Frucht; Gott läßt sie nicht gedeihen
Am Zweige, der zu schwach noch wäre für die Last.

Blast zu!

Blast zu, blast immer zu, Posaunen der Idee!

— — — — — — — —

Als Josua sinnend einst, das Haupt zur Himmelshöh'
Gekehrt, um Jericho, in brünstigem Gebet
Posaunen schmetternd zog, ein zürnender Prophet,
Erhub beim ersten Zug der König ein Gelächter;
Beim zweiten lacht' er fort, und rief: „O wackrer Fechter!
So willst du meine Stadt umblasen sonder Gnade?"
Und als zum drittenmal im Zug die Bundeslade
Und der drommetenden Leviten Chor erschien,
Da liefen Kinder her, die nach dem Heil'gen spien,
Nachäffend mit dem Mund der Tuba dumpfes Dröhnen.
Beim vierten Zuge drauf, um Aarons Stamm zu höhnen,
Erstiegen Kopf an Kopf, den Rocken in der Hand
Die Weiber Jericho's der Mauer Zinnenrand
Und warfen Stein um Stein den Juden nach zum Spotte;
Den fünften Zug empfing laut lärmend eine Rotte
Von lahm und blindem Volk, das kreischend einen Schwall
Von Lästerungen schrie in der Posaunen Schall;
Beim sechsten endlich sah vom Thurm, so hoch und fest,
Daß seine Spitze, drauf der Aar gebaut sein Nest,

Dem Blitz zu trotzen schien, zu spotten des Verfalls,
Der König noch herab, und lacht' aus vollem Hals,
Und rief: „Traun, auf Musik verstehn sich die Hebräer!“
Und um ihn lachten rings die Weisen und die Seher;
Drauf saßen sie zu Rath in ihres Tempels Hallen —

Beim siebenten Zuge sind die Mauern eingefallen.

Sainte Beuve.

Herbstgedanken.

Bisweilen spät im Herbst zieht noch ein Tag herauf,
Wo's ist, als täusche sich das Jahr in seinem Lauf;
Ihr wandelt und vergeßt des dürren Laubs im Steige,
Der fahlgewordnen Trift, der blätterlosen Zweige.
Dreimal wollt ihr nach Haus, allein ein Stral, ein Duft
Hält euch zurück; ihr sprecht: Ist das nicht Frühlingsluft? —
So kommt ein Augenblick, bevor der Tag entweichet,
Wo, gleich der Pilgerin, die schon ihr Ziel erreichet,
Die Sonn' im Untergang noch einmal sehnsuchtsvoll
Rückschaut, als wär' ihr leid, daß sie von hinnen soll,
Und wo vor diesem Blick, den eine Thräne feuchtet,
Verworren die Natur in süßerm Zauber leuchtet.
Ein holdes Zaudern wird dies Scheiden; rothbesonnt
Gleich einem Feuermeer erglüht der Horizont,
Die Blume schauert auf, im Kelch den Thau empfangend,
Um seine Rose schwebt der Schmetterling verlangend,
Und wirbelnd klingt vom Busch des Vogels Schlag zu Thal:
„Ist das der Morgen nicht und nicht des Frühroths Stral?“

O wenn im Leben auch spät nach des Tages Mühe
Solch eine Stunde kommt, die uns den Glanz der Frühe,
Die uns den ersten Traum der Liebe weißbeschwingt
Und Thau und Goldgewölk noch einmal wiederbringt,
Wenn dann das Herz vom Stral des Jugendglücks getroffen,
Als dürft' es wirklich mehr als ein Erinnern hoffen,
Allmächtig in der Brust sich dehnt und unverzagt
Ach, einen einz'gen Tag wie sonst zu schwärmen wagt:
O schlürfen, schlürfen wir den Kelch dann bis zum Grunde,
Und nichts entheilige den Zauber dieser Stunde!

Sonette.

I.

Da vor mir alles finster wie im Grabe,
Und allzukarg mir die Vergangenheit
Nicht Ein Erinnern bietet unentweiht,
An dem ausrastend sich mein Herz erlabe,

Da ich dem Unheil schon verfiel als Knabe
Und meiner Liebe Blüten früh verschneit,
Da ich dies Frankreich schaun muß tiefentzweit
Und seines Ruhmes keinen Trost mehr habe,

Da Armuth endlich zu dem andern Fluch
Bleischwer mich drückend in den Koth der Massen,
Besudelt mein zerrissen Lebensbuch:

Warum nicht gäb' ich ohne Furcht und Hassen
Dies Leben auf durch einen jähen Bruch,
Wie einen Freund, der mich im Stich gelassen?

II.

„Was trieb, Unsel'ger, dich, so früh zu scheiden?
Gebrach dir Gold nur, um beglückt zu sein?
Und wähntest du, getäuscht vom leeren Schein,
In Seid' und Purpur dich geschützt vor Leiden?"

O nein! Um Purpur niemals noch um Seiden
Verzehrt' ich mich in eitler Wünsche Pein;
Ein wenig Sonne nur, um zu gedeihn,
Ersehnte sich mein junges Herz bescheiden.

Was mir gefehlt: an weltverborgnem Strand
Ein Hüttlein war es, wen'ger Bücher Segen,
Ein Freund nur, der des Freundes Sinn verstand;

Nur eine Hand, die meiner sich entgegen
Mitfühlend streckte, wenn das Spätroth schwand,
Und eine Brust, mein Haupt daran zu legen.

Alfred de Vigny.

Das Horn.

I.

Wie lieb' ich's, wenn das Horn erklingt im Waldesgrund,
Verkünd' es uns den Hirsch, der hinsank todeswund,
Lass' es den Abschiedsgruß des Waidmanns durch die Blätter
Hinsäuseln echoreich mit sterbendem Geschmetter.

Oft haben, wenn im Forst ich weilt' um Mitternacht
Mich diese Melodien zum Weinen schon gebracht,
Mein sagenkundig Herz erbebt', als kläng' aus ihnen
Verheißung frühen Tods beherzten Paladinen.

O duftigblaue Höhn, o Land voll Blüthenschnees,
Frazonas Felsgeklüft, Arena Marbore's,
Ruhloser Wasserfall, der mächtig an die jähen
Granitnen Wände pocht, ein Puls der Pyrenäen;

Ihr Berge, die ihr Lenz und Winter hold versöhnt,
Den Fuß in dichtem Grün, die Stirn mit Eis bekrönt,
O laßt bei euch mich ruhn, und durch der Wipfel Rauschen
Von fern des sanften Horns schwermüth'ger Weise lauschen!

Dort läßt der Wandrer oft die ganze Wundermacht
Des erzgewölbten Munds hinklagen durch die Nacht;
Ein Zauber liegt darin, den Niemand weiß zu deuten;
Dazwischen blöckt ein Lamm und Heerdenglocken läuten.

Stumm, unbeweglich steht, gleichwie vom Ton berauscht,
Auf hohem Felsengrat der flücht'ge Hirsch und lauscht,
Indeß der Wassersturz in ungestümem Tanze
Sein ewig Klaglied mischt in's Klaglied der Romanze.

Schatten der Ritterzeit, gingt ihr noch nicht zur Ruh?
Mir ist, es trägt von euch das Horn mir Kunde zu,
Als könnte Rolands Geist in deinen Felsengründen,
O Thal von Ronceval, noch keinen Frieden finden.

II.

Verloren war der Tag, erschlagen lag das Heer;
Nur Roland kämpfte noch und bei ihm Oliver;
Da wagen sich, ob scheu, heran die Sarazenen.
„Ergieb dich,“ rufen sie, „wo nicht, so stirb gleich jenen!

Todt liegen deine Pairs dort in des Stromes Furth!“
Ergeben will ich mich, knirscht er, wenn sich der Gurt
Der Pyrenäen löst und mit den Felsenkämmen
In dieses Strombett stürzt, den Wogenschwall zu dämmen.

— „Ergieb dich denn und stirb! Hier sind sie!“ — Und ein Block
Schießt losgesprengt herab vom höchsten Felsenstock;
Er rollt, er hüpft und bricht mit wuchtigem Zerstören
Lautkrachend in der Flut die Wipfel seiner Föhren.

Ha, Dank euch, ruft der Held, daß ihr den Pfad mir schafft!
Und bis zur Wand des Bergs wälzt er mit Riesenkraft
Den Block und springt hinauf, den Rücken sich zu decken,
Da schwankt das Mohrenheer zurück in jähem Schrecken.

III.

Indessen wohlgemuth, die Ritter um ihn her,
Gen Frankreich berghinab zog Karl mit seinem Heer;
Schon blitzten, übersonnt am Horizont gelegen
Von Luz und Argeles die Wasser ihm entgegen.

Die Krieger jauchzten auf. Der muntre Troubadour
Besang zum Lautenschlag die Weiden des Adour,
Der Wein der Heimath perlt' im fremdgeformten Becher,
Und mancher Hirtin Leib umschlang ein rauher Zecher.

Roland hielt das Gebirg; das war dem Heer genug.
Turpin, den frommen Schritts ein schwarzer Zelter trug,
Bedeckt mit violett und goldenem Geschmeide,
Griff nach dem Amulet, verborgen unterm Kleide.

„Sire, sprach er, seht Ihr dort glutrother Wolken Flucht?
Gebietet Halt dem Heer, daß ihr nicht Gott versucht!
Beim heil'gen Dyonis, das sind geschiedne Seelen,
Die durch den Feuerdunst den Weg zur Heimath wählen.

„Zwei Blitze! — Wieder zwei! — bei des Allmächt'gen Zorn" —
Und horch, bei diesem Wort fernher erklang ein Horn;
Der Kaiser wandte sich, und hielt, aufrecht im Bügel,
Bestürzt sein Streitroß an mit straffgespanntem Zügel.

„Hört ihr den Ton, ihr Herrn?“ — „O ja, es war ein Hirt,
Der Lämmerheerde gilt's, die um die Flühen irrt;
Vielleicht auch will der Fürst der Elfen uns verspotten,
Der seiner Fee liebkost im Dunkel jener Grotten.“

Der Kaiser ritt fürbaß; doch seine Stirn umflog
Gewölk, weit dunkler noch, als das am Himmel zog.
Wohl dacht' er an Verrath — da tönt fernher getragen
Der Hornruf nochmals, schwillt, und stirbt in langem
Klagen.

„Weh, das ist Rolands Horn! Weh, wenn der Neffe mein
So bang um Hülfe ruft, muß er am Sterben sein!
Zurück! Noch einmal soll mir unter Roß und Rittern
Dein trügerischer Grund, Hispanien, erzittern!“

IV.

Am Bergesabhang jetzt hält Ritter und Vasall,
Die Pferde schäumen; tief im Thal liegt Ronceval,
Fernhin im Abendroth, dem Blick schon halb verloren,
Mit Fahn' und Halbmond fliehn am Horizont die Mohren.

— „Turpin, was sieht dein Aug' dort in des Strombetts
Grund?" —
— „Zwei Ritter, Einen todt, den Andern todeswund.
Ein Fels hat sie erdrückt; noch hält des Todten Rechte
Ein elfenbeinern Horn, als ob er blasen möchte;
Noch preßt sie's wie im Kampf an den entseelten Mund." —

O Gott! Wie traurig tönt das Horn im Waldesgrund!

Der Schnee.

I.

Wie süß doch ist's, wie süß, Geschichten anzuhören,
Geschichten aus verschollner Zeit,
Wenn schwarz im Walde stehn die Föhren
Und Feld und Flur umher der Winter eingeschneit,
Wenn in das blasse Grau des Himmels kahl und jähe
Die Pappel ragt, von Schnee den Mantel umgethan,
Und reglos auf dem Ast sich schaukeln läßt die Krähe,
Wie auf dem Glockenthurm der schwanke Wetterhahn!

Klein sind die Füße, klein, die hier im Schnee gegangen! —
Verdeckt vom Gitterwerk des Fensters späht mit Bangen
Zum Schloßhof König Karl; fast reut ihn diese Wacht;
Er fürchtet seinen Zorn und mehr noch seine Macht.

Lang wallt sein Silberhaar und schwerer drückt an greiser
Gefurchter Schläfe schon der Krone Reif den Kaiser;
Vom purpurfarb'gen Sammt des weiten Kleides scharf
Hebt sich der Bärenpelz, den er darüber warf.

Sein frosterstarrter Fuß stieß über zwanzigmale
Schon auf den Marmorgrund die römische Sandale,
Doch stets auf's neue dann durch's Fenster, buntbereift,
Forscht er, indeß die Stirn ein flücht'ger Schatten streift.

Ei, naht nicht Emma dort, die Herzogin der Franken?
Und welch verliebte Last hängt ihr am Hals, dem schlanken?
Das ist jung Eginhard; des Morgensternes Licht
Traf ihn im Frauenthurm und beide schliefen nicht.

Den Schwanenhals umschlingt er weich mit seiner Rechten
Und küßt die dunkle Flut der halbgelösten Flechten,
Die Wange, die noch glüht, des Nackens zarten Schmelz,
Von Hermelin umhüllt, doch weißer als der Pelz.

Er hält den Athem an und wünscht: O daß die Bürde
Der holden Trägerin so leicht wie Flaumen würde!
Die Füßchen jammern ihn, die er, wenn alles still,
Heut Nacht auf seinen Knie'n zum Dank ihr küssen will.

Nun hält die Fürstin an, rühmt ihren Gang, den sichern,
Sieht ihm in's Aug' und heischt mit allerliebstem Kichern
Zur Stärkung einen Kuß, kost und beruhigt ihn,
Und schwankend wiederum den Hofraum wallt sie hin.

Da plötzlich tönt es rauh von Stimmen, Waffen schallen,
Kriegsleute sperren rings den Zugang zu den Hallen,
Indeß sich Eginhard, von jähem Schreck durchzückt,
Aus Emma's Armen löst, die bang sich an ihn drückt.

II.

Von Bannern hoch umragt, den Herrscherstab im Schooße,
Im reichen Purpurthron lehnt schweigend Karl der Große.
Mit Mänteln, schwer von Gold, sind die zwölf Pairs zu sehn,
Die aufrecht unterm Thron auf breiten Stufen stehn.

Jedwedem ruht die Faust von Stahl wie angewachsen
Am langen Schwert, neunmal getaucht in's Blut der Sachsen;
Nach altem Brauch umschlingt auf ihrem Wappenschild
Ein Wahlspruch grellgemalt besiegter Kön'ge Bild.

Die Säulenreihn entlang, die dreifach schimmernd ragen,
Des Saales reich Gebälk nach Mohrenart zu tragen,
Stehn riesig von Gestalt Kriegsknechte, welchen kühn
Durch des bebuschten Helms Visier die Augen glühn.

Die Kinder aber knie'n am Marmorgrund, dem kalten,
Und zitternd beten sie mit brünst'gem Händefalten
Eins für des Andern Heil, die Stirnen scheu geneigt,
Drauf wechselnd blaß und roth sich Scham und Bangen zeigt.

Ein eisig Schweigen herrscht, als ging's zur Todtenfeier —
Durch seines blonden Haars herabgefall'nen Schleier
Nach seiner Herrin lenkt, das eigne Mißgeschick
Vergessend, Eginhard den sorgenvollen Blick.

Ihr weinend Angesicht deckt Emma mit den Händen
Und faßt sich auf den Sturm, der nicht mehr abzuwenden;
Doch endlich spreitet sie, weil rings noch alles still,
Die schönen Finger aus und lauscht, was werden will.

Da lächelt Kaiser Karl, und eine Thräne leuchtet
Im Auge, das noch nie so süßer Glanz befeuchtet.
Sacht winkt er dem Turpin, und wie das Paar in's Knie
Gesenkt liegt, spricht er sanft: Erzbischof, segne sie! — —

Wie süß ist es, wie süß, Geschichten anzuhören,
Geschichten aus verschollner Zeit,
Wenn schwarz im Walde stehn die Föhren,
Und Feld und Flur umher der Winter eingeschneit!

Edgar Quinet.

Aus dem lyrischen Drama: „Prometheus.“

I.

Prometheus.

Ein andrer Kaukasus will sich vor mir enthüllen —
O namenloses Weh! Jungfrau'n, bringt Blüthen, streut
Sie auf des Gottes Grab, der sich zum Opfer beut!
O, muß auch diesen Kelch des Heiles Wermuth füllen,
Noch bittrer, als die Qual, die stets sich mir erneut?
Wer stirbt hier auf dem Berg der Marter und des Spottes?
Auch ein Prometheus, doch mit Zügen eines Gottes?
Bringt man dem Donnerer auch ihn zum Opfer dar?
Sagt, wer sein Vater ist, was sein Verbrechen war!
Ist's ein Titan, zu stolz, um Fesseln zu ertragen?
Seht, seht! Er segnet sie, die ihn an's Kreuz geschlagen,
Und vor ihm neigen sich der Himmel und die Welt,
Indeß auf heil'gen Höhn der Dreifuß bebt und fällt.

II.

Chorgesang der Sibyllen.

Erste Sibylle.

Schwester der Pythia, richt' auf den Dreifuß wieder!
In der gewalt'gen Brust zwing' alles Bangen nieder,
Stimm' an der Zukunft hohes Lied!
Da gerne deinem Wort die bangen Götter lauschen,
Laß kühnen Flügelschlags die heil'gen Höhn umrauschen
Den Geist, wenn seine Kraft nicht schied.

Zweite Sibylle.

Fern der gewohnten Welt, der Liebe fremd, dem Hassen,
Muß ich den dunkeln Drang entfesselt walten lassen,
Seit ich der Furcht Altar zerschlug.
So mögen über'm All die Zorngedanken schweifen,
Den jungen Adlern gleich, wenn sie nach Beute streifen,
Ein jäh vom Horst geschreckter Flug.

Der Chor.

Ha! welch ein Dämon raf't in mir, wie Meerestoben,
Indeß der Zukunft Schwert, in meiner Hand erhoben,
Um Götterhäupter drohend kreis't!

Durch meine Seele bebt's von nahenden Gewittern,
Und blättr' ich in dem Buch, dem heiligen, dann zittern
Rings die Altäre wie verwaist.

Und wenn die Götter todt, soll ich dann auch des Pfades
Zur langen Trauer gehn und Gattin sein des Hades?
Soll ich freiwilligen Verzichts
Dies sinkende Geschlecht, entsprossen dem Saturne,
Dies Heer von Schatten stets beweinen an der Urne
Als bleiche Priesterin des Nichts?

Nein, nein, dem Tod entflohn will ich das Leben wählen,
Ich will entschlossnen Sinns dem Einen mich vermählen,
Der stärker ist als Raum und Zeit.
So schäum', o Hymnus, denn empor wie Wein, versenke
Die Seele mir in Rausch, und, lind wie Honig, tränke
Mein Wesen mit Unsterblichkeit.

O, meine Lippe lechzt! — Die Sehnsucht ohne Grenzen,
Wann stillt sie mir ein Thau aus jenen ew'gen Lenzen!
Wann lischt der Unrast Flammenpfeil!
Wann wird nach so viel Wahn und Finsterniß und Zähren
Mir irren Priesterin von tausend Trugaltären
Die Ruh' in meinem Gott zu Theil!

Eine Sibylle.

Ihr Schwestern, mich verzehrt ein namenloses Schmachten;
Es sinkt mein Diadem, mein Blick will sich umnachten —
Und wieder leb' ich auf verjüngt,

Der Thräne Quell versiegt; o welche Allmacht, welche
Bethaut mein welkes Herz mit dem lebendigen Kelche
Der Liebe, daß es Jubel singt!

Der ganze Chor.

Der Gott, der neue Gott, den ich im Busen trage,
Dem einzig Preis gebührt,
Naht wie der Sturm; ich zage
Bei seinem Flügelschlage,
Der meine Stirn berührt.
Mein Sinnen und mein Denken
Muß sich in ihn versenken,
Er kann die Stimme lenken,
Und gibt dem Auge Glanz;
In meiner Seele Brodem
Lebt er und gibt mir Odem,
Mischt meine Lebensloose
Und füllt mein Wesen ganz;
Ist in der Dinge Schoose
Im Blüthenkelch der Rose,
Wie in der Völker Kampf;
Ihn hör' ich in Arenen,
In Schmerz und Todeskrampf;
In der Bacchantin Sehnen,
Wenn sie in Wollustthränen
Sich auf dem Lustpfühl wälzt,
Im Meergetös am Hafen,
Im Schmerzensschrei des Sklaven,

In der Vulkane Laven,
Im Wort, das Herzen schmelzt.

Alle Welt trägt seinen Stempel,
Selbst die Leier, die ihn schmäht,
Dessen Geist um öder Tempel
Harrende Altäre weht.

Und ob die Augurn und die Seher
Ihm auch kein Horoskop gestellt,
Verkünden Grünspecht doch und Häher
Ihn lauten Schrei's der ganzen Welt.
Er wird im Kreis geweihter Laren
Sich der Vestalin offenbaren,
Faßt unterm Purpur der Cäsaren
Des stolzen Triumphators Geist,
Lebt in olympischer Spiele Reigen,
Wo ihn der Gottesleugner steigen
Auf seinen eignen Wagen heißt.

Eine Sibylle.

Vergangner Zeiten denkt mein Geist .... Ist gleich den alten
Auch dieser künftige Gott, ihr Schwestern? Wird man den
Aus Silber, Elfenbein, vielleicht aus Erz gestalten,
Und werden wir, gewohnt vergänglicher Gewalten,
Auch seine Herrschaft enden sehn?

Der Chor.

Sein Stamm, gleichwie Dodona's Eiche,
Wird wurzeln in der Schattenwelt;

Doch, ob im Herbst auch, eine Leiche,
Die Blätterhülle niederfällt,
Er wird, verjüngt von frischen Lenzen,
Mit neuen Blüthen stets sich kränzen
Und nimmer altern mit der Zeit.
In seinem Schatten sind von Sorgen
Die Völker frei und ruhn geborgen
Im Schooße der Unsterblichkeit.

Eine Sibylle.

Wird er vor höhern Mächten beben
Und flößt ein Feind ihm Schrecken ein?

Der Chor.

Wie Schilf dem Wind wird ihm ergeben
Das willenlose Schicksal sein.
Die That folgt seinem Wort in Eile;
Zielt er, so treffen schon die Pfeile,
Spricht er, ist der Olymp entseelt.
Hier endlich, tönt's vom Sternenbogen,
Hier kommt der Fürst der Welt gezogen,
Der weder Ahn, noch Enkel zählt!

— — — — — — — —

Der Chor.

Mit deinem Thau, o Gott, die welken Herzen tränke!
Leg' an den Silberzaum der gläubigen Seele, lenke
Sie selbst zu jeder Frist!

Laß einziehn statt des Wahns, gesäugt von Eumeniden,
Die Liebe, Hand in Hand mit dem geweihten Frieden,
Der ganz dein eigen ist.

Geh' selbst den Furchen nach, laß jedes Korn gerathen!
Erwecke jeden Keim zu ewigen Lebenssaaten,
Den Thränen oft bethaun!
Wann wirst du unter uns dir deine Wohnung wählen,
Und wann, o Gott, durchdringt dein Zauber ganz die Seelen
Der Blumen und der Frau'n?

Die Leichenfackel hält umsonst die Nacht erhoben,
Da mit den Schatten jetzt zugleich das Licht von oben
In unsre Herzen fällt;
So taucht der Sonnenball, alltäglich neu entzündet,
Sich in's bewegte Meer, daß er den unergründet
Urtiefen Schlund erhellt.

Laßt rein die Pfade sein und zieht in Festesreigen
Entgegen eurem Gott mit jungen Myrthenzweigen!
Bald tritt in euer Haus
Der langersehnte Gast und schüttet mit den Lilien,
Die aufblühn, wo er geht, sein Heil auf die Familien
Der bangen Völker aus.

III.

Chor der Seraphim.

Tilgt, wie man den Altar einst wusch nach dem Verbluten
Der Opfer, tilgt die Spur des Götzenuntergangs,
Und laßt in's dürre Bett versiegter Seelen fluten
Stromquellen des Gesangs!

Wer ahnt' es, daß dereinst der an den Fels geschloss'ne
Erzengel, frei vom Tod und seiner Kettenlast,
Den Frieden finden würd' und die aus Gott entspross'ne,
Die langersehnte Rast?

O Erde, sei du stets uns Zeugin, daß den Geier
Des Todes hier der Geist im Kampfe überwand,
Daß er vom Nachtgespenst des Zweifels den Befreier,
Den Gott der Liebe fand!

Gefesselt lag und blind die Seele, nachtbefangen,
In öder Wüstenei, von Giften nur genährt,
Auf einem Dornenbett umschnürt von schwarzen Schlangen,
Von wildem Schmerz verzehrt.

Da hob sie eine Hand, und wie der Lenz im Schafte,
Dem seinen Todesfrost der Winter mitgetheilt,
Auf's Neue treibt und grünt, so steht auch sie im Safte,
Die Dulderin, und heilt.

Aus der Gefangenschaft der Sinne sie zu retten,
Trägt der Gedanke nun die Fackel vor ihr her;
Sie sucht das Wundenmal der langgetragnen Ketten
Und findet es nicht mehr.

Und fürder giebt's kein Weh, dem sich nicht Heilung böte;
Mag noch manch nächtig Herz ein Horst der Geier sein,
Ihm leuchtet, wenn es will, die ewige Morgenröthe,
Und Tauben ziehen ein.

Emile Deschamps.

Seestück.

Tiefdunkles Meer! Gern seh' ich am Geklüfte
Des Strands die Barken ziehn durch deinen Gischt,
Indeß der Odem seegeborner Lüfte
Im Schatten dunkler Pinien mich erfrischt.
Am Abend lieg' ich gern dir an den Brüsten,
Vom schönsten Traum liebkost; mit leichtem Blut
Seh' ich sogar dein Toben und Verwüsten;
Den Wunden meines Herzens thust du gut;
Tiefdunkles Meer, wildjauchzend um die Küsten,
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.

Tiefdunkles Meer! O ewig möcht' ich schauen
Dies rege Leben deines Wellenstreits;
Mein Leib erbebt, doch fesselt dieses Grauen
Die Seele mir mit niegeahntem Reiz.
Seit jener Nacht, da ich zuerst dein Steigen
Und Fallen sah bei fahler Blitze Glut,
Schau' ich die blauen Binnenseen mit Schweigen;
Nur du entfachst mir zum Gesang den Muth.
Tiefdunkles Meer, dem halb das Weltall eigen,
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.

Tiefdunkles Meer! Oft schweigst du, wie erschrocken:
Oft, wenn die Venus strahlt am Firmament,
Weiß sie dir weiche Töne zu entlocken
Und heil'ge Worte, die der Mensch nicht kennt.
Dann kommt die Flut, und schäumend strandwärts hetzen
Grünmähnige Rosse sich voll Uebermuth;
Wenn sie rückprallend fliehn in tollen Sätzen,
Folgt ein dämonisches Gebrüll der Wuth;
Tiefdunkles Meer, voll Hoheit und Entsetzen,
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.

Tiefdunkles Meer! Ob deine Wasser toben,
Ob nicht ein Hauch auf deinem Spiegel geht,
Gewaltig hebst du unsern Geist nach oben,
Der die Unendlichkeit durch dich versteht!
Hier soll kein Frevler meinen Gott mir rauben;
Ich fühl' es tief, dein endlos Wesen thut
Den Ew'gen kund, ob Stürme dich umschnauben,
Ob offen dir im Schooß der Himmel ruht;
Tiefdunkles Meer, du lehrst auf's Neu mich glauben!
Süß flieht die Zeit bei deiner bittern Flut.

Alfred de Musset.

Heimkehr.

Den ersten scharfen Frost im Herbst, wie lieb' ich ihn,
Wenn hart im Stoppelfeld des Waidmanns Tritte gehen,
Wenn auf gemähter Trift nach Beute ziehn die Krähen,
Und hell im alten Schloß aufflackert der Kamin!

Das ist die Zeit der Stadt. O, als sie jüngst erschien,
Als ich auf's neu Paris und seinen Rauch gesehen,
Des Louvre Kuppeldach, die Pappeln der Alleen,
(Noch hör' ich's, wie vom Bock die Postillone schrien)

Wie schien dies Zwielichtgrau mir süß! Wie fürstlich zogen
Im rothen Lampenglanz dahin der Seine Wogen!
Schon ahnt' ich Winterlust, und dich, mein Leben, dich.

Mich trieb's, in deinem Blick die Seele zu versenken,
Und stürmisch jauchzt' ich auf. — Denn o, wie konnt' ich denken,
Daß gar so rasch, Madame, Ihr Herz erkühlt für mich!

Lied.

Ich fragte mein Herz, das schwache, einmal:
Und ist's nicht genug, nur an Einer zu hangen?
Und fühlst du denn nicht, daß stets Andre umfangen
Das Glück uns verbittert mit ewiger Wahl?

Es ist nicht, versetzte mein Herz in der Brust,
Es ist nicht genug, nur an Einer zu hangen;
Und fühlst du denn nicht, daß stets Andre umfangen
Nur süßer uns macht die vergangene Lust?

Ich fragte mein Herz, das schwache, einmal:
Und ist's nicht genug an all diesem Bangen?
Und fühlst du denn nicht, daß stets Andre umfangen
Uns täglich nur Leiden bereitet und Qual?

Es ist nicht genug, so versetzte mein Herz,
Es ist nicht genug an all diesem Bangen;
Und fühlst du denn nicht, daß stets Andre umfangen
Nur theurer uns macht den vergangenen Schmerz?

An Pepa.

Spät Abends, Pepa, wenn ihr Zimmer
Gesucht die Mutter müden Blicks,
Und du entschnürt beim Lampenschimmer
Gekniet vor deinem Crucifix;

Wenn du dein Häubchen abgenommen
Und zögernd dich der Nacht vertraut,
Nachdem du furchtsam und beklommen
Noch leuchtend unter's Bett geschaut;

Wenn alle Träume freigegeben,
Entfesselt alle Wünsche sind,
Woran gedenkst du dann mein Leben,
Pepita, du mein reizend Kind?

Vielleicht an Helden aus Romanen,
Wie man sie dichtet Tag für Tag?
An alles, was die Sehnsucht ahnen,
Die Wirklichkeit verweigern mag?

An einen Berg, der tief im Grunde
Ein winzig Mäuschen in sich faßt?
An Naschwerk, an die Trennungsstunde?
An einen Schatz, den du nicht hast?

An ein Geheimniß deiner Schwestern,
Vertraut zur Zeit des Dämmerlichts?
An Kleider, Schmuck, den Ball von gestern?
Vielleicht an mich? — Vielleicht an nichts?

An A. T.

(1838.)

„Wie schön doch ist die Welt, wie süß das Leben!"
Du sprachst es, Freund, am klarsten Sommertag,
Wir ritten froh durch deinen Lieblingshag,
Von allem Glanz des frischen Laubs umgeben.

Im Frühlicht schnob dein Roß und meins daneben,
Und wie ich vorgebeugt im Sattel lag,
Horcht' ich auf meines eignen Herzens Schlag,
Doch sprach es drin, wie du gesprochen eben:

Das Leben bleibt die Gabe aller Gaben;
Ja, süß ist, sein sich freun im Sonnenschein,
Süß, an der Jugend Göttermahl sich laben;

Sein Lieb mit Blumen kränzen, seinen Wein,
Schier dreißig Jahr' mit Dank genossen haben,
Und noch so jung so alte Freunde sein.

O Kind des Staubs.

O Kind des Staubs, bestimmt, nur Einen Tag zu währen,
Was klagst und seufzest du und härmst dich spät und früh?
Was bangst du sehnsuchtsvoll in schlummerlosen Zähren?
Unsterblich ist dein Geist und trocken werden sie.

Dein Herz ist krank und wund um eines Weibes willen,
Um ihre Laune will's vergehn in heißem Schmerz;
Du flehst nach Trost empor, die bange Qual zu stillen;
Unsterblich ist dein Geist und heilen wird das Herz.

Um ein verlornes Glück verzehrst du dich in Sorgen,
Blind für die Zukunft macht dich die Vergangenheit;
O klag' um Gestern nicht! Erwarte still den Morgen,
Unsterblich ist dein Geist und hingehn wird die Zeit.

Dein Haupt wird müd und schwer, dein Knie versagt im Wallen,
Du fühlst, daß dieser Bau in Staub zu brechen droht
Vor des Gedankens Wucht — O Thor, so laß ihn fallen!
Unsterblich ist dein Geist, und dich befreit der Tod.

Wie bald wird dein Gebein im Sarkophag verwesen!
Dein Nam' erlischt, dein Ruhm, wie stolz er einst gedieh,
Nur deine Liebe nicht, dafern sie ächt gewesen;
Unsterblich ist dein Geist und nie vergißt er sie.

An eine junge Künstlerin.

Fahr wohl! Mir schwant, daß es im Leben
Für uns kein Wiedersehen giebt;
Dich ruft ein Gott, ich muß mich drein ergeben,
Doch scheidend fühl' ich, daß ich dich geliebt.

Doch keine Thräne! Keine Klagen!
Ich weiß, was ich der Zukunft schuldig bin;
Das Segel schwillt, dich fortzutragen,
Und lächeln will ich, zieht es hin.

Dein Herz, voll Hoffen heut' und Sehnen,
Wird stolz sich heben, wenn es wiederkehrt;
Doch fremd verschließt sich's dann vor jenen,
Die dich am schmerzlichsten entbehrt.

Zieh' hin, dem schönen Traum entgegen!
Berausche dich in reizender Gefahr!
Der Stern, der aufgeht über deinen Wegen,
Uebt seinen Zauber wohl noch manches Jahr.

Doch einst vielleicht wirst du erkennen,
Welch Kleinod eine treue Brust;
Wie wohl es thut, sie sein zu nennen,
Und welch ein Kummer ihr Verlust.

Trauer.

Mein Leben, meine Kraft ist hin;
Mein Glück, die Freunde, mir erkoren,
Sogar den Stolz hab' ich verloren,
Der Welt zu zeigen, was ich bin.

Wie einer treuen Führerin
Hatt' ich der Wahrheit zugeschworen;
Seitdem sie Kinder mir geboren,
Ließ ich auch sie, gesättigt, ziehn.

Doch Keiner, der sie je besessen,
Die ewig jung, wird sie vergessen,
Da er durch sie gereift zum Mann.

Mir selber ist von ihrem Lieben
Mein höchstes Lebensgut geblieben:
Daß ich zuweilen weinen kann.

Schlußgedicht an den Leser.

(1850.)

Sonst war ich stets gewohnt, wie unsre Väter pflagen,
Mein Leser, vorn im Buch dir guten Tag zu sagen:
Heut' grüß' ich dich am Schluß, so froh ich eben kann,
Denn freilich, diese Zeit läßt sich verdrießlich an.

Die alte Munterkeit und Art sind hin, im Banne
Götter und Könige; der Zufall schaltet blind.
Auch findet Rosalind' mich ernst und kühl Susanne,
Und Lamartine wird alt und zankt mich wie ein Kind.

Die Politik nun gar ist völlig gottverlassen,
Mir räth mein bester Feind, mit ihr mich zu befassen:
Heut' roth und morgen weiß — bei meiner Ehre, Nein!

Ich will, daß über's Jahr man mich noch lesen könne,
Und wenn ich zwei Partei'n mein Lied zum Kampfplatz gönne,
So sollen's Ninon nur und nur Ninette sein.

Drittes Buch.

Chansonniers.

Desaugiers.

Die Schattenseiten des Glücks.

Seitdem mir Würd' und Reichthum eigen,
Traf ich noch keinen Mann im Land,
Den ich beklagenswerther fand.
  Das Glück entschwand!
Ich gähne wie ein Herr von Stand —
  Das Glück entschwand!
Jedoch mein Ansehn ist im Steigen.

Die Sorgen bring' ich nie zum Schweigen,
Bei Nacht und Tag geschäftig ziehn
Sie bei mir ein, ich kann nicht fliehn;
  Die Ruh ist hin,
Seit ich so hoch besteuert bin —
  Die Ruh ist hin!
Jedoch mein Ansehn ist im Steigen.

Kein Schlaf, kein Spaß, kein muntrer Reigen!
Zu Roß und Wagen, immer seh'
Ich neben mir mein glänzend Weh.

Frohsinn, ade!
Aus Mode trink' ich auch noch Thee —
Frohsinn, ade!
Jedoch mein Ansehn ist im Steigen.

Will sich ein Unbehagen zeigen,
Bemühn zu mir, eh' selber ich
Noch dran gedacht, drei Aerzte sich.
Mein Wohlsein wich!
Die Fakultät lebt nur durch mich —
Mein Wohlsein wich!
Jedoch mein Ansehn ist im Steigen.

Doch still! Da kommen mit Verneigen
Ein Herzog hier, dort ein Baron;
Der Rundgesang, der Fiedel Ton,
Die Lieder flohn!
Bediente nahn; ich komme schon —
Die Lieder flohn!
Jedoch mein Ansehn ist im Steigen.

Die neue Welt.

Da ich die Welt voll Mängel schaute,
Hatt' ich nicht eher Rast noch Ruh,
Bis ich mir eine neue baute;
Zehn Tage braucht' ich nur dazu.
Ich weiß, die unsre ward vollendet
Aus Prahlerei in kürzrer Frist;
Hätt' man nur mehr darauf verwendet,
Sie wäre besser, als sie ist.

Zwar lieb' ich sehr der runden Formen
Magnetisch wirkende Gewalt;
Indessen schuf ich die enormen
Weltkörper strenger von Gestalt.
Es ist doch gar zu ungebührlich,
Wenn Alles drauf und drüber geht;
Und Purzelbäume sind natürlich
An einem Ort, der stets sich dreht.

In meiner Welt, der aufgeweckten,
Nie sollt' ein Thier mißhandelt sein;
Nur von den widrigen Insekten
Möcht' ich die Menschheit gern befrei'n.

Schmarotzerthiere, Flöhe, Motten
Vertilgt' ich; freilich, das erreicht
Kein Gott, auf immer auszurotten
All das Gewürm, das kriecht und schleicht.

Mehr Salz gäb' ich den Bücherschreibern,
Den Völkern mindere Beschwer,
Gäb' mindre Zungenkraft den Weibern,
Den Männern etwas Nase mehr.
Gäb' mindern Hochmuth den Gelehrten
Und mindern Stolz den Herrn von Stand,
Mehr Nahrung denen, die entbehrten
Und manchem Fürsten mehr Verstand.

Mir, der ich so in wenig Zügen
Das All verwandelt ganz und gar,
Bleibt weiter nichts, als das Vergnügen,
Daß ich einmal Gott Vater war.
Und mag mein Werk die Menge schelten,
Ich weiß, wie's um ihr Lob bestellt;
Wär' ich nur erst der Herr der Welten,
So priese mich die ganze Welt.

Debraux.

Die Lerchen.

Der Welt entflohn und ihrem wirren Treiben
Lag ich und schlief, und lieblich war mein Traum.
Was weckt mich da? Was pickt an meine Scheiben,
Und ruft mich zwitschernd von des Kissens Flaum?
Schon trat das Frühroth aus des Himmels Thoren
Und streut dem Wandrer Rosen auf den Pfad —
Beschwingte Lerchen, die das Feld geboren,
Ihr seid's, ihr weckt mich, weil der Morgen naht!

O welch ein Schauspiel öffnet sich den Blicken!
Wie Farb' um Farb' am Himmel wechselnd sprießt!
Schlaftrunken scheint die Blume noch zu nicken,
Doch ist's der Thau, von dem sie überfließt.
Die Biene summt in Glanz und Duft verloren
Um Blüthen, die die Nacht erschlossen hat —
Beschwingte Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Erhabnes Tagsgestirn, dies ist die Stunde,
Wo ich dich liebe. Später saugt dein Stral,
Ach, oft den Schmelz hinweg vom Wiesengrunde,
Und führt Gewitterwolken über's Thal.
Der Donner grollt, den deine Glut beschworen,
Verwüstend schlägt der Hagel in die Saat;
Beschwingte Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Dies weite Blau, vom Rosenhauch umwoben,
Scheint mir der ew'gen Liebe rein Gezelt;
Geflügelt schwingt die Seele sich nach oben
Und ahnt den Frieden einer bessern Welt.
Mit Wald und Flur in stumm Gebet verloren,
Preis' ich im Schicksal Gottes heil'gen Rath.
Beschwingte Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Wenn ich es wagte.

Wenn ich es wagen würd', holdselig Lischen,
Vorausgesetzt, ich hätt' den Muth dazu,
Dir zu vertraun: „Ich liebe dich ein Bischen,"
Wenn ich es wagte, sag' mir, schmolltest du?

Und wenn ich dir gestünde: „Wie's den Tauber
Hinzieht zum Täubchen, zieht mich ohne Ruh
In deine Näh' ein ungewohnter Zauber,"
Wenn ich es wagte, sag' mir, schmolltest du?

Und spräch' ich: „Liebe pflegt mit Reiz zu schmücken,"
Und zög' aus deinem Liebreiz mir dazu
Ganz heimlich Schlüsse, die mein Herz beglücken —
Wenn ich es wagte, sag' mir, schmolltest du?

Beranger.

Die Nachtigallen.

Die Nacht läßt ihren Schleier fallen,
Es senkt der Schlaf sich auf Paris;
Das ist die Zeit der Nachtigallen,
Die Zeit, die stets mich träumen hieß.
Wenn rings die Schatten niedersteigen,
Heil dem, der schauen darf in sich!
Wie lieb' ich dieser Nächte Schweigen!
Ihr Nachtigallen, singt für mich!

Flieht, Sänger inniger Gefühle,
Den Ort, wo jede Tugend hin!
Die rohe Lust macht selbst die kühle,
Die heil'ge Nacht zur Kupplerin.
Genuß ist ohne edle Triebe
Ein Leib, aus dem die Seele wich —
Noch glaub' ich an den Rausch der Liebe;
Ihr Nachtigallen, singt für mich!

Durch eure lieblichen Gesänge
Ward nie der Geizige entzückt,
Der gierig jetzt vielleicht die Menge
Des Goldes zählend überblickt.
Wenn ihm die Angst durchwühlt den Busen,
Bis schlaflos seine Nacht verstrich,
Kos't meine Armuth mit den Musen —
Ihr Nachtigallen, singt für mich!

Nie sollt ihr eure Weisen schlagen,
Ihr freien Sänger der Natur,
Vor jenen, welche Ketten tragen,
Um Andere zu knechten nur,
Die eines Königs Bette hüten,
Das stets die bleiche Furcht umschlich.
Der Freiheit streu' ich meine Blüten —
Ihr Nachtigallen, singt für mich!

Horch! Lauter schallen eure Lieder,
Nein, Zwang und Fesseln liebt ihr nie!
Ihr bringt uns ja den Frühling wieder
Auf Flügeln weicher Melodie.
Wie schwillt beim wonnigen Geflöte
Natur, Natur mein Herz für dich!
Ich harre still der Morgenröthe —
Ihr Nachtigallen, singt für mich!

Mein Schiffchen!

Auf stillen blauen Wogen
Schaukl' ich mich Tag und Nacht,
Mein Kahn wird fortgezogen
Von einer höhern Macht.
Das Segel schwillt, ich binde
Die Seile los vom Strand.
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig, ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde,
Wir kommen wohl an's Land.

Die Muse leichter Weisen,
Ist mir Begleiterin,
Sie schwellt mein Herz mit leisen
Beschwingten Melodie'n.
Muthwillig gleich dem Kinde
Singt sie an jedem Strand.
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig, ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde,
Wir kommen wohl an's Land.

Und wenn der Blitz am Ufer
Das Herz der Fürsten schreckt,
Manch ungestümer Rufer
Aus goldnem Traum sie weckt,
Was thut's? ich weiß, ich finde
Die Freud' an anderm Strand.
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig, ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde,
Wir kommen wohl an's Land.

Dort, wo im Sonnenstrale
Die edle Traube reift,
Wo jauchzend zum Pokale
Der lustige Zecher greift,
Beim Saft der Rebe schwinde
Die Zeit mir dort am Strand.
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig, ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde,
Wir kommen wohl an's Land.

Dann treibt der Lüfte Kosen
Mich hin zu goldnen Au'n,
Wo Grazien unter Rosen
Der Liebe Tempel bau'n;
Schon seufzt mir: Komm geschwinde!
Die Schönste zu vom Strand.

Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig, ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde,
Wir kommen wohl an's Land.

Dem Felsen voll Gefährde,
Wo Lorbeer'n wachsen, fern
Zu einem stillen Herde
Führt endlich mich mein Stern.
Ein Fest der Freundschaft finde
Ich dort bereit am Strand.
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig, ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Hier steigen wir an's Land.

Verwünschter Frühling.

Nach ihrem Fenster sah ich von dem meinen,
So lang der Eiswind durch die Gassen fuhr;
Wir liebten uns, doch einzig vom Erscheinen,
Wir küßten uns, doch in Gedanken nur.
Durch die entlaubten Linden hin und wieder
Uns anzuschau'n war unsrer Tage Glück;
Du giebst den Bäumen ihre Schatten wieder,
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Entrückt ist mir, vom dichten Grün verborgen,
Der Engel nun, deß Lächeln mich erfreut,
Den ich begrüßt an jedem Rauhreifmorgen,
Wenn er den Vöglein Futter ausgestreut.
Sie riefen ihm, und sah'n wir um die Brocken
Sie flattern, ward auch unsre Liebe flück;
Nein, nichts so lieblich doch als Reif und Flocken!
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Ach, ohne dich würd' ich sie stets noch schauen,
Wenn sie sich Morgens frisch vom Lager hebt,
Auroren ähnlich, die mit ros'gen Brauen,
Des Tages Vorhang lüftend, aufwärts schwebt.

Und spät, wenn ihres Lämpchens Schein zerflossen,
Versenkt noch spräch' ich in mein stilles Glück:
Sie schläft, mein Stern hat seinen Lauf beschlossen.
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Warum doch kann's nicht ewig Winter bleiben?
Dem Liebenden erschien die Zeit so schön.
Wie gerne hört' ich wieder an den Scheiben
Des leichten Hagels springendes Getön!
Was hilft dein alter Hofstaat mir, dein Fächeln,
Dein Balsam, deiner Sprosser Flötenstück?
Ach, die Geliebte seh' ich nimmer lächeln.
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Die Schwalben.

In Fesseln sang am Mohrenstrande
Ein junger Kriegsmann, Frankreichs Sohn:
„Seid mir gegrüßt im fremden Lande,
Ihr Vögel, die dem Frost entflohn,
Ihr Schwalben, die ein hold Vertrauen
Meerüber trieb in's Sonnenlicht!
Gewiß, ihr kommt von Frankreichs Auen,
Und sprecht ihr mir von meiner Heimath nicht?

O wollt mir endlich Kunde geben
Vom Thal, wo unsre Hütte liegt,
Wo sich zuerst mein dunkles Leben
In goldnem Zukunftstraum gewiegt!
Am klaren Bach, um dessen Blinken
Sich blühender Hollunder flicht,
Saht ihr das graue Strohdach winken,
Und sprecht ihr mir von diesem Thale nicht?

Vielleicht fand Eine Nest und Futter
Am Herd, wo ich zur Welt einst kam;
Ihr saht die Sehnsucht meiner Mutter,
Saht ihre Lieb' und ihren Gram;

Oft wird sie mich zu hören meinen,
Da stralt vor Freuden ihr Gesicht;
Sie horcht; dann fängt sie an zu weinen —
Und sprecht ihr mir von ihrer Liebe nicht?

Ging meine Schwester zum Altare?
Saht ihr den muntern Hochzeitreihn
Sie führen mit der Myrt' im Haare?
Und klang der Burschen Weise drein?
Und die mit mir als Waffenbrüder
In's Feld gerufen Ehr' und Pflicht,
Sah'n sie das Dörflein alle wieder?
Und sprecht ihr mir von so viel Freunden nicht?

Vielleicht ist roth von ihrem Blute
Der Feind gestürmt an unsern Herd;
Er praßt als Herr von meinem Gute
Und hat die Schwester mir entehrt.
Die Mutter starb in Gram und Schande,
Und Keiner, der die Fesseln bricht!
Ihr Schwalben aus dem Vaterlande,
Und sprecht ihr mir von solchem Jammer nicht?

Die Zigeuner.

Wahrsager, Gaukler, Gauner ihr!
Landesplage,
Trüber Rest verscholl'ner Tage,
Wahrsager, Gaukler, Gauner ihr!
Zigeuner, sagt, woher kommt ihr?

Wir wissen nicht, woher wir sind,
Sagt wo waren
Winters eure Schwalbenschaaren?
Wir wissen nicht, woher wir sind,
Wir gehn und kommen wie der Wind.

Gesetzlos, heimath-, herrenlos
Zum Beneiden
Leben wir in Wald und Heiden;
Gesetzlos, heimath-, herrenlos,
So fällt das Glück uns in den Schooß.

Geboren ohne Polizei,
Weiß der Haufe
Nichts von Kirche noch von Taufe,
Geboren ohne Polizei
Bei Cymbalklang und Beckenschrei.

Und haben wir das Ei gesprengt,
Welch Vergnügen!
Stehlen, hexen und betrügen!
Und haben wir das Ei gesprengt,
Hält uns kein Vorurtheil beengt.

So lang das Volk noch Wunder will,
Spuck und Zeichen,
Heil'ge, Hexen und dergleichen,
So lang das Volk noch Wunder will,
Steht unser Handwerk nimmer still.

Doch treffen wir ein gastlich Haus,
Hält die Bande
Auch das Betteln nicht für Schande;
Doch treffen wir ein gastlich Haus,
Die Hände streckt man singend aus.

Wo Gott die Vögel leben läßt,
Vor den Schergen
Der Kultur uns zu verbergen,
Wo Gott die Vögel leben läßt,
Im tiefen Wald hängt unser Nest.

Und wenn auch Nachts die Liebe zwei,
Wie sich's findet,
Blindlings an den Wagen bindet,
Und wenn auch Nachts die Liebe zwei
Unterjocht, sie bleiben frei.

Du, Eintagsphilosoph! wirst traun,
Von den Phrasen
Todter Bücher aufgeblasen,
Du, Eintagsphilosoph! wirst traun
Nie deinen Kirchthurm überschau'n.

Doch Seh'n heißt Haben. Fern und nah
Sind uns eigen
Berg und Thal und Waldesschweigen;
Und Seh'n heißt Haben. Fern und nah
Alles hat, wer Alles sah.

Doch hört der Mensch von Pol zu Pol,
Ob er raste
Unterm Stroh, ob im Palaste,
Doch hört der Mensch von Pol zu Pol:
„Du kommst, grüß Gott! Du stirbst, leb wohl!"

Und sterben wir, Mann oder Weib,
Greis und Knaben,
Möge Gott die Seele haben,
Und sterben wir, Mann oder Weib,
Verkaufen wir vorher den Leib.

So brauchen wir Jahr aus, Jahr ein,
Freigeboren,
Nie durch ein Gesetz geschoren,
So brauchen wir Jahr aus, Jahr ein,
Nicht Wiege, Dach, noch Todtenschrein.

Euch aber lehrt dies leichte Blut,
Knecht und Pächter,
Ueberwachte oder Wächter,
Euch aber lehrt dies leichte Blut:
Die Freiheit ist das höchste Gut.

Ja, lernt von unserm leichten Blut,
Knecht und Pächter,
Ueberwachte oder Wächter,
Ja, lernt von unserm leichten Blut:
Die Freiheit ist das höchste Gut.

Der König von Yvetot.

Es war einmal in Yvetot
Ein unberühmter König,
Schlief ziemlich lang, erwachte froh,
Der Ehrgeiz stach ihn wenig.
Und statt der Kron', berichtet man,
Die Zipfelmütz' zog Mariann'
Ihm an.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Viermal des Tages war's sein Brauch,
Im Strohpalast zu speisen,
Mitunter auf dem Esel auch
Sein Ländchen zu bereisen;
Zum Argwohn fehlt' ihm jeder Grund,
So daß als Wacht nur bei ihm stund
Sein Hund.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Hätt' Etwas fast sein Land bedrückt,
So war's des Königs Dürsten;
Jedoch ein Volk, das so beglückt,
Läßt leben auch den Fürsten.
Bei Tische zog er ganz allein
Sein Maß als Zoll vom Eimer Wein
Sich ein.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Die schönen Weiber liebt' er sehr,
Sie liebten ihn nicht minder,
Und Vater nannten ihn daher
Kurzweg die Landeskinder.
Ihr Leben kam nur in Gefahr,
Weil viermal Scheibenschießen war
Im Jahr.
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Er drohte nie mit Kriegsgewalt,
Noch mit Erob'rungszügen,
Und unter seinem Scepter galt
Als Landrecht das Vergnügen;
So daß den ersten Schmerz im Land
Das Volk, als es sein Grab umstand,
Empfand.

Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Und stets verehrt man noch das Bild
Des musterhaften Prinzen.
Vor mancher Schenke prangt's als Schild
Umher in den Provinzen.
Am Sonntag lagert sich am Thor
Das Volk und zecht und jauchzt davor
Im Chor:
Ho, ho! ho, ho! ha, ha! ha, ha!
Ein allerliebstes Fürstchen ja!
Ja, ja.

Rosette.

Wie? Deinem Jugendlenz zum Hohn
Vermöchtest du für mich zu fühlen,
Für mich, dem vierzig Jahre schon
Genaht, sein heißes Blut zu kühlen?
Einst fachte meine Flamme an
Selbst die bescheidenste Grisette —
O, daß ich dich nicht lieben kann,
So wie ich einst geliebt Rosette!

In glänzend reichem Schmuck erblickt
In prächt'gem Wagen man dich täglich,
Indeß Rosette, leicht geschmückt,
Zu Fuß ging, lachend und beweglich;
Doch wo sie nur erschien, begann
Ein Streit von Blicken um die Wette —
O, daß ich dich nicht lieben kann,
So wie ich einst geliebt Rosette!

Wie stralt von Spiegeln dein Boudoir,
Und deine Schönheit stralt darinnen!
Rosetten's kleine Scherbe war
Der Grazien Spiegel meinen Sinnen.

Kein Purpurvorhang glüht' uns an;
Das Morgenroth beschien ihr Bette —
O, daß ich dich nicht lieben kann,
So wie ich einst geliebt Rosette!

Zwar deines Geistes hohes Wehn
Beseelte manche Dichterharfe;
Rosette konnt', ich muß gestehn,
Kaum lesen so zum Nothbedarfe.
Doch sprach die Liebe dann und wann,
Was Tiefsinn nie gesprochen hätte —
O, daß ich dich nicht lieben kann,
So wie ich einst geliebt Rosette!

Nie ward ihr diese Allgewalt,
Mit der aus sehnsuchtsvollen Blicken
Das Feuer deiner Seele stralt,
Mein Herz verlangend zu bestricken.
Doch meine eigne Jugend spann
All ihren Reiz um unsre Kette.
O, daß ich dich nicht lieben kann,
So wie ich einst geliebt Rosette!

Der alte Sergeant.

Beim Rocken seiner Tochter guter Laune
Sitzt der Sergeant; den greisen Bart umfliegt
Zufriednes Lächeln, während die zerhau'ne
Soldatenrechte Zwillingsenkel wiegt.
Zuweilen sagt er, wenn vom trauten Herde
Er sich zurück versetzt in Schlacht und Noth:
„Das thut's noch nicht, daß man geboren werde;
„Gott schenk' euch, Kinder, einen schönen Tod!“

Doch horch! ein Trommelschlag, Fanfaren wieder,
Und jetzt der Taktschritt eines Bataillons,
Dem Alten zuckt's durch die vernarbten Glieder —
Doch plötzlich stockend ruft er bangen Tons:
„Das ist sie nicht, die ich im Pulverdampfe
„Vor Zeiten schwang, die Fahne blau=weiß=roth.
„Ha! rächt ihr einst das Vaterland im Kampfe:
„Gott schenk' euch, Kinder, einen schönen Tod!

„Wo sind sie hin, die Helden, die vom Weine
„Der kaum gepflückten Freiheit froh berauscht,
„Apostel halb, halb krieg'rische Gemeine,
„Die Pflugschar mit dem Bajonnett vertauscht?

„Taub jedem Angstruf folgten sie den Fährten
„Des Ruhms, im Sturmschritt, barfuß, ohne Brod;
„Der Rhein allein kann unsre Waffen härten.
„Gott schenk' euch, Kinder, einen schönen Tod!

„Wie glorreich stralten in der Schlacht Gewittern
„Die blauen Röcke, abgenutzt vom Sieg!
„Kartätschen mischte rings mit Kronensplittern
„Und mit zersprengten Ketten unser Krieg.
„Da war manch Volk, das uns willkommnen Gästen
„Für die Befreiung jubelnd Kränze bot;
„Heil Jedem, der da starb in solchen Festen!
„Gott schenk' euch, Kinder, einen schönen Tod!

„Doch früh besudelt wurden unsre Farben;
„Eidbrüchige Führer suchen heut ihr Heil,
„Den Mund noch pulverschwarz, noch frisch die Narben,
„Von Thron zu Thron, und bieten selbst sich feil.
„Der Geist entweicht, für den ihr Schwert gefunkelt,
„Und in Livreyen steckt sie ein Despot;
„O Schmach, die allen unsern Ruhm verdunkelt!
„Gott schenk' euch, Kinder, einen schönen Tod!"

An ihrem Spinnrad singt die Tochter leise
Das Lied, deß Nothruf einst die Welt geweckt,
Das Lied der Lieder, die vervehmte Weise,
Die aus dem Schlaf die Könige geschreckt.

Da ruft der Greis: „Ihr Völker, auf zum Siege!
„Erhebt euch, Zeit ist's für ein Morgenroth!“
Dann segnet er die Schläfer in der Wiege:
„Gott schenk' euch, Kinder, einen schönen Tod!“

Das Dachstübchen.

So seh' ich nochmals dich, armselig Stübchen,
Wo ich beim Elend in die Schule ging!
Ich hatte zwanzig Jahr, ein tolles Liebchen,
Freund' und Gesang, dran meine Seele hing;
Dem Leben trotzt' ich, zog an keiner Glocke,
An Aussicht arm, doch reich an Jugendmuth.
So stieg ich froh hinauf zum sechsten Stocke —
Mit zwanzig wohnt sich's unterm Dach auch gut.

Seht mir dies Kämmerchen nur an genauer!
Ein Bett, so hart, daß es den Schlaf vertrieb,
Hier stand's — und dort der Tisch; noch schmückt die Mauer
Ein halber Vers, den ich mit Kohle schrieb.
Erscheint, ihr Jugendfreuden, früh geendet!
Herein, herein, du kecke, tolle Brut!
Wie oft hab' ich für euch die Uhr verpfändet!
Mit zwanzig wohnt sich's unterm Dach auch gut.

Zuvörderst gilt's, Lisetten zu empfangen
Im frischen Hütchen, munter, schlank und nett;
Vor's enge Fenster wird ihr Shawl gehangen,
Ihr reiches Kleid bedeckt mein ärmlich Bett.

Wie ward zerknittert manche schöne Falte
In ungestümem Liebesübermuth!
Jetzt weiß ich freilich, wer den Putz bezahlte —
Mit zwanzig wohnt sich's unterm Dach auch gut.

Einst hatt' ich Geld, wir saßen in der Runde,
Ein froher Schwarm bei Wein und bei Gesang,
Als von den Straßen sich die Jubelkunde
Vom Sieg Marengo's plötzlich zu uns schwang.
Kanonen brüllten; — ha, welch ander Singen!
Wie schoß in unsre Wangen rasch das Blut!
Nun wird kein Feind dies Frankreich mehr bezwingen! —
Mit zwanzig wohnt sich's unterm Dach auch gut.

Doch fort von hier! Denn Herz und Sinn berauschen
Mir jene Tage, die so fern, so fern;
An Einen hier durchschwärmten Monat tauschen
Den ganzen Rest des Lebens möcht' ich gern.
Wenn man, von Liebe trunken, Ruhm und Freuden
Im Arm noch ungetäuschter Hoffnung ruht,
Wie süß ist's dann, sein Leben zu vergeuden!
Mit zwanzig wohnt sich's unterm Dache gut.

Mein Rock.

Halt aus, mein Rock! Du bliebst mir werth beständig,
So alt wir wurden, ich und du.
Zehn Jahre schon bürst' ich dich eigenhändig,
Ein Sokrates an Seelenruh.
Ob auch durch dein Gespinnst schon leise
Der Regen dringt, die Sonne sticht,
Gemeinsam, denk' ich, tragen wir's wie Weise;
Mein alter Freund, verlassen wir uns nicht!

Noch weiß ich's, wie ich einst am Namenstage
Zuerst dich trug, ein stattlich Kleid;
Da wurde dir beim frohen Festgelage
Sogar ein Rundgesang geweiht.
Doch ob dir Farb' und Glanz vergingen,
Den Freunden wardst du nie zu schlicht,
Sie sind bereit, uns heut noch zu besingen;
Mein alter Freund, verlassen wir uns nicht!

Der Flicken hier am Kragen mahnt als Zeichen
Mich an ein ander süßes Glück:
Einst wollt' ich aus Lisettens Arm entweichen,
Gewaltsam hielt sie mich zurück;

Da rissest du. Verwünschte Lage!
Zu bleiben ward mir Freundespflicht.
Dich auszubessern brauchte sie zwei Tage;
Mein alter Freund, verlassen wir uns nicht!

Hab' ich, ein stutzerhafter Stellenjäger,
Dich mit Lavendel je genetzt?
Im Vorsaal je von einem Würdenträger
Der Großen Spott dich ausgesetzt?
Ganz Frankreich war einst, toll nach Ruhme,
Auf Ordensbänder nur erpicht;
In deinem Knopfloch prangt die Wiesenblume;
Mein alter Freund, verlassen wir uns nicht!

Wo sind die Tage, deren Wahn und Wonne
Uns aufgerieben vor der Zeit,
Die Tage, bunt aus Regensturm und Sonne,
Gewoben, aus Genuß und Leid!
Bald heißt's, auf immer mich entkleiden;
Denn am Erlöschen ist mein Licht.
Halt aus! Zugleich soll's enden mit uns beiden!
Mein alter Freund, verlassen wir uns nicht!

Die Flucht der Liebe.

Schon regst du, Liebe, wie zur Flucht die Schwingen.
Fahr wohl! Dahin ist meine schöne Zeit;
Es spotten, die mich lächelnd sonst umfingen,
Die Grazien treulos meiner Einsamkeit.
Einst wagt' ich wider dich mich aufzulehnen,
Nun spür' ich wohl, du hast mir's nie verziehn;
Ach, Liebe, wenn du nichts uns gabst als Thränen,
Mit tieferm Schmerz nur sehn wir dich entfliehn.

Ein träumend Kind noch kannt' ich kein Begehren,
Da hat dein Hauch den Blick mir aufgethan;
Im Liebreiz lernt' ich deine Macht verehren
Und deine Fesseln legt' ich selbst mir an.
Wie konnt' ich, jung, dich schon so grausam wähnen,
Den Pfeil so giftig, der so glänzend schien!
Ach, Liebe, wenn du nichts uns gabst als Thränen,
Mit tieferm Schmerz nur sehn wir dich entfliehn.

Vielleicht Rosettens Küss' und süße Possen
Vergess' ich all, wenn einst mein Blut gefror,
Doch nie die Zähren, die um Lila flossen,
Die Seufzer, die um Ninon ich verlor.

Zur Treu zu schön war jene, gleich Helenen,
Für diese glüht' ich hoffnungslos dahin —
Ach, Liebe, wenn du nichts uns gabst als Thränen,
Mit tieferm Schmerz nur sehn wir dich entfliehn.

Flieh denn, o Liebe, vom verwaisten Bette,
Flieh hin! Dein Mitleidslächeln dünkt mich Hohn.
Es naht, daß sie aus meiner Qual mich rette,
Mit offnen Armen mir die Freundschaft schon.
Doch nein! Kehr' um! Noch einmal glühn und sehnen
Laß deinen Sänger, wär's auch Tod für ihn! —
Ach, Liebe, wenn du nichts uns gabst als Thränen,
Mit tieferm Schmerz nur sehn wir dich entfliehn.

An meine Freunde, als sie Minister geworden waren.

Nein, meine Freunde, Stellen, Titel, Orden
Theilt andern aus! Mich lüstet Nichts zu sein;
Zum Hofmann bin ich nicht geschaffen worden,
In solche Netze geht der Fink nicht ein.
Mir frommt, daß ich im Arm der Liebe liege,
Bei Wein und Lied vergnügten Angesichts.
Gott segnete das Stroh in meiner Wiege;
Als er mich schuf, da sprach er: Sei du Nichts!

Ein glänzend Loos, wie wär' es zu ertragen
Dem Reimer, der solch unnütz Leben führt!
Bei jeder Krume Brot müßt' ich mich fragen:
Ob denn dies Brot in Wahrheit mir gebührt.
Der Mann der Arbeit in zerriss'ner Jacke,
Trägt er nicht Lasten schwereren Gewichts?
Mein Leben frist' ich aus dem Bettelsacke.
Als Gott mich schuf, da sprach er: Sei du Nichts!

Einst trug Begeist'rung mich empor zum Himmel,
Und nieder schaut' ich auf das Erdgeschlecht,
Doch unterschied von dort sich im Gewimmel
Nicht Fürst und Unterthan, nicht Herr und Knecht;

Im Wind zerstob der Ruf des Heldenthumes;
Und wie das Dunstbild eines Traumgesichts
Erschien der Mensch und aller Glanz des Ruhmes.
Als Gott mich schuf, da sprach er: Sei du Nichts!

Doch wißt, Piloten am Regierungssteuer,
Den Mann bewundr' ich, der zur Zeit der Noth
Sein Schloß verläßt, die Hütte, die ihm theuer,
Das Schiff zu lenken, das der Sturm bedroht.
Glück auf zur Fahrt! Werft Anker bald im Hafen!
Das wünscht mein Herz und meine Zunge spricht's;
Doch mich laßt am besonnten Ufer schlafen.
Als Gott mich schuf, da sprach er: Sei du Nichts!

Euch wird man Mausoleen einst bereiten,
Mich scharrt man seitwärts unter'm Rasen ein;
Euch wird ein trauernd Volk zur Ruh geleiten,
Mein Leichenpomp der Armenwagen sein.
Doch Grabmal oder Grube, drin wir rasten,
Sind Allen gleiche Stätten des Verzichts;
Kein Marmor je soll meinen Staub belasten;
Als Gott mich schuf, da sprach er: Sei du Nichts!

Nun ich im Prunkgemach durch diese Worte
In eurer Größe euch willkommen hieß,
Lebt, Freunde, wohl! Mein harren an der Pforte
Holzschuh und Laute, die ich draußen ließ.

Sorgt nur, daß im Palaste nicht erblasse
Der Freiheit Licht — denn dort wie oft gebricht's! —
Ich will es leuchten lassen auf der Gasse.
Als Gott mich schuf, da sprach er: Sei du Nichts!

Lebewohl dem Ruhme.

Besingt die Schönheit und den Wein
Und laßt es euch behagen;
Es muß zu Grab getragen
Die letzte Freiheitshymne sein.
Das Volk der Braven
Wird jetzt zu Sklaven;
Weinkeller Epikurs, sei du mein Hafen!
Denn Frankreich, das für Ruhe schwärmt,
Und um den Druck sich wenig härmt,
Klagt, daß mein Flötlein gleich Posaunen lärmt.
Es ward der Ruhm zu nichte,
Enterbt die Weltgeschichte;
Mein Lieb! bring Wein, daß ich auf sie verzichte!

Bestiegen wird der Richtersitz
Von unsers Feinds Vasallen;
Die Themis wird von Allen
Beohrfeigt Namens der Justiz.
Kein Lied als Rächer!
Ein stummer Zecher
Schmück' ich mit Blumen Saitenspiel und Becher;

Denn ich erfuhr es; solch Gericht
Ist eine Hölle ohne Licht,
Drin haust wohl Cerberus, doch Minos nicht.
Es ward der Ruhm zu nichte,
Enterbt die Weltgeschichte;
Mein Lieb, bring Wein, daß ich auf sie verzichte!

Die Freiheit schläft; vom wüsten Traum
Der Zeit euch zu bewahren,
Laßt alles Grübeln fahren
Und dem Vergnügen nur gebt Raum!
Sinkt Alles nieder,
Fällt meiner Lieder
Ohnmächtiger Taubenflug auf Rosen wieder.
Mein Reim, der Adlersschwung erkor,
Spielt leicht und tändelnd wie zuvor.
Gott Bacchus winkt, ich folg' in's Schenkenthor.
Es ward der Ruhm zu nichte,
Enterbt die Weltgeschichte;
Mein Lieb, bring Wein, daß ich auf sie verzichte!

Wie schön ist sie!

O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Die ewig mir im Herzen thront!
Wie träum'risch unter dunkeln Brauen
Die Lieb' in ihrem Auge wohnt!
Noch weilt ein Stral aus Edens Auen
In ihrer Seele keusch und rein.
O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Und ich, wie häßlich muß ich sein!

O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Und zwanzig Lenze zählt sie kaum!
Ihr Haar ist Gold; von Honig thauen
Die Lippen ihr, wie Blütenflaum.
Wie ihr die Grazien Stirn und Brauen
Gesegnet, sieht nur sie nicht ein.
O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Und ich, wie häßlich muß ich sein!

O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Die mich unendlich reich gemacht!
Lang irrt' ich ohne Selbstvertrauen,
Weil nie die Schönheit mir gelacht;

Nun scheucht der Zauber ihrer blauen
Schalkhaften Augen jede Pein.
O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Und ich, wie häßlich muß ich sein!

O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Für mich voll Lieb' und Treue ganz!
Um meiner Scheitel frühes Grauen
Flicht sie den frischen Rosenkranz.
Wie fass' ich nur mein Glück! Der Frauen
Liebreizendste für immer mein!
O Gott, wie schön ist sie zu schauen,
Und ich, wie häßlich muß ich sein!

Die Schneckenzunft.

Mich warf aus meinem Nest mit Droh'n
Ein Weibel von Gesetzes wegen;
Da streckt die Hörner mir zum Hohn
Ein Schneckengrobian entgegen.
  Das sind die Herrn der Schneckenzunft
  Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Er schaut mich an und denkt: was bist
Du für ein lumpig-armer Schwitzer,
Dem kaum ein Strohdach eigen ist?
Ich aber, ich bin Hausbesitzer.
  Das sind die Herrn der Schneckenzunft
  Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Im eignen Schleim sich selbst genug
Schaut er heraus aus dem Palaste,
Er weiß sich so gesetzt und klug
Und von der bessern Bürgerkaste.
  Das sind die Herrn der Schneckenzunft
  Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Er zieht nicht um das ganze Jahr,
Hat keinen Miethsherrn, der ihn drücke:
Sind seine Nachbarn in Gefahr,
Zieht er sich in sein Haus zurücke.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Zur langen Weil zu dumm und dreist
Zieht er aus jeder Sache Nutzen,
Und pflegt, von fremder Arbeit feist,
Reben und Rosen zu beschmutzen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Mag ihm die hellste Lerche nah'n
Und frisch ihr schönstes Stücklein singen,
Der brave Herr glaubt nicht daran,
Daß Jemand Lieder hat und Schwingen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Die Wissenschaft ist ihm ein Graus;
Nur den Besitz weiß er zu preisen;
Man kann, hat man ein eigen Haus,
Der Weisheit keck die Thüre weisen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Was läutet da? Der große Rath
Versammelt sich, das war das Zeichen.
Sitzt der im Rathe? — In der That,
Es giebt dort Viele, die ihm gleichen.
Das sind die Herrn der Schneckenzunft,
Mit eignem Haus und viel Vernunft.

Was unsre Mädchen träumen.

Der Vogel sucht des Waldes Kühle,
Sein süßes Lied der Liebe schweigt,
Indeß sich in der Mittagsschwüle
Die zarte Lilie schmachtend neigt;
Der Vogel sucht des Waldes Kühle,
Sein süßes Lied der Liebe schweigt.

Auf sammtnen Kissen in der Fülle
Der Schönheit schläft ein Mädchen hier,
Vom Leib nur halb gelöst die Hülle,
Ein Spiegel trauert neben ihr;
Auf sammtnen Kissen in der Fülle
Der Schönheit schläft ein Mädchen hier.

Noch lächeln ihre Lippen selig
Vom letzten Bild, an dem sie hing,
Eh sie beim Lieblingsspiel allmählich
Des Schlummers weicher Arm umfing;
Noch lächeln ihre Lippen selig
Vom letzten Bild, an dem sie hing.

Ihr dämmernd Auge, halb geschlossen,
Umfloren dunkle Wimpern leicht,
Liebreizend liegt sie hingegossen,
Wie's Farb' und Meißel nie erreicht;
Ihr dämmernd Auge, halb geschlossen,
Umfloren dunkle Wimpern leicht.

Nun streift ein Traum mit leisem Flügel
Liebkosend diesen stillen See,
Nun heben sich die Wellenhügel
Des Busens, wie im Sturme, jäh;
Nun streift ein Traum mit leisem Flügel
Liebkosend diesen stillen See.

Vielleicht schwingt sie ein Ritter eben
Entführend auf sein weißes Roß
Und seufzt: „O flieh mit mir, mein Leben!
Mein Herz ist treu und fest mein Schloß!"
Vielleicht schwingt sie ein Ritter eben
Entführend auf sein weißes Roß.

Vielleicht, daß ein Petrarca schmachtend
Vor dieser zweiten Laura kniet,
Die, reich durch seinen Sang, verachtend
Auf alle Erdengüter sieht;
Vielleicht, daß ein Petrarca schmachtend
Vor dieser zweiten Laura kniet!

Vielleicht, daß sie zu Himmelsauen
Der Fittich der Erinn'rung hebt,
So wie die Schwalbe durch die lauen
Lenzlüfte wieder heimwärts strebt;
Vielleicht, daß sie zu Himmelsauen
Der Fittich der Erinn'rung hebt!

Sie ist erwacht, die Pulse pochen,
Ihr Busen sprengt die Fesseln fast.
„Sag, was dein Engel dir versprochen,
Was du im Traum gesehen hast?"
Sie ist erwacht, die Pulse pochen,
Ihr Busen sprengt die Fesseln fast.

„Das Glück hat mir mit seinem Kusse
Entlockt der Freude hellsten Schrei,
Denn Gold ward mir im Ueberflusse
Und ein bejahrter Mann dabei;
Das Glück hat mir mit seinem Kusse
Entlockt der Freude hellsten Schrei." —

„O Blume, die nur Anmuth kleidet,
Ist das der Thau, den du gewollt?" —
„Ja, ja, von aller Welt beneidet
Stand ich bis an die Knie' in Gold!" —
O Blume, die nur Anmuth kleidet,
Ist das der Thau, den du gewollt? —

Fahr hin mein Traumbild denn, mein holdes
Von Liebe, die um Liebe liebt,
Wenn von der Allgewalt des Goldes
Ein träumend Kind schon Zeugniß giebt;
Fahr hin mein Traumgebild, mein holdes
Von Liebe, die um Liebe liebt!

Nach Griechenland!

Es naht der Herbst und weht mit feuchten Schwingen
Verzehrend Siechthum über mich herab;
Kaum will mir noch ein zaghaft Lied gelingen
Und meines Frohsinns Blüten welken ab.
O fort, um blaue Himmelsluft zu schauen!
Aus diesem Qualm und Schlamm Lutetia's fort!
Als Knabe träumt' auch ich von Hellas Auen —
Dort möcht' ich ausruhn, sterben möcht' ich dort.

Nicht übersetzt mir erst Homer, den alten!
Einst war ich Grieche; fragt Pythagoras![1]
Ich sah Athen von Perikles verwalten,
Sah Sokrates, als er im Kerker saß.
Des Phidias Göttern, Weihrauch streut' ich ihnen,
Ich pflückte Veilchen an Ilissus Bord,
Und am Hymettus schwärmt' ich mit den Bienen —
Dort möcht' ich ausruhn, sterben möcht' ich dort.

Ein einz'ger Tag an jener Sonnenküste
Welch Labsal dem, der hier vergeht im Pfuhl!
Die Freiheit, die mein Lied von fern begrüßte,
Sie ruft mir: komm! Gesiegt hat Trasybul!

[1] Pythagoras lehrte die Seelenwanderung.

Zu Schiff, zu Schiff denn! Löſ't die Ankerbande!
Tragt, blaue Wogen, tragt gelind mich fort,
Daß meine Muſe am Pyräus lande! —
Dort möcht' ich ausruhn, ſterben möcht' ich dort.

Wohl iſt Italiens Himmel mild und heiter,
Doch hüllt in Wolken ihn die Knechtſchaft ein;
Drum weiter, ſchwebend Fahrzeug, ſteure weiter!
Dort gegen Oſten ſtralt der Tag ſo rein.
Welch glänzend Meer! Stolz taucht aus ſeinem Bade
Ein felsumgürtet Land, der Freiheit Hort;
Die Tyrannei verblutet am Geſtade —
Dort möcht' ich ausruhn, ſterben möcht' ich dort.

O nehmt mich auf, ermuthigt meine Leier,
Ihr Jungfraun von Athen, mit holdem Gruß!
Ich floh zu euch vom Land der Nebelſchleier,
Wo man in Feſſeln ſchlägt den Genius.
Mein Lied errettet, die verfolgte Taube!
Und dringt an's Herz euch mein beflügelt Wort:
Miſcht meinen Staub einſt mit Tyrtäus Staube;
Denn auch im Tod noch ausruhn möcht' ich dort.

Die Ameisen.

Welch Lärmen im Ameisenhaufen!
Welch Schrei'n und Rennen kreuz und quer!
Der König kommt einhergelaufen,
Der Hofstaat und das ganze Heer.
Ein Advokat beschwatzt die Obern:
(Den Vortrag übersetzt man mir)
„Zieht aus, den Erdball zu erobern!“
 Ameisen, ewig groß seid ihr!

Das Heer zieht aus, und kampfgewärtig,
Von einem Strohhalm überdacht,
Steht bei zwei steilen Kieseln fertig
Des Blattlausstammes stolze Macht.
Der König spricht: „Ihr Veteranen,
Erstürmt mir diese Festung hier!
Gott selber kämpft mit unsern Fahnen!“
 Ameisen, ewig groß seid ihr!

Die Feinde flehn in ihren Nöthen
Umsonst die Heidengötzen an.
Laut ras't der Kampf. Das ist ein Tödten!
Von Blut und Leichen strotzt der Plan.

Die Läuse fliehn mit ihren Laren,
Nachdringt der Feind voll Kampfbegier —
„Vertilgt auf immer die Barbaren!“
   Ameisen, ewig groß seid ihr!

Ein Bülletin, das hoch gepriesen
Die kühne Waffenthat, beweis't,
Daß diese Schlacht die Schlacht der Riesen
Im Buch der Weltgeschichte heißt.
Nun bleibt den neuen Reichsverwesern
Noch auszuplündern das Revier.
Ha, welche Beut' an Staub und Gräsern!
   Ameisen, ewig groß seid ihr!

Heimkehrt der Heldenfürst; — es ragen
Die Bogen des Triumphs, im Nu
Aus Stroh gebaut; mit leerem Magen
Arbeitend jauchzt das Volk ihm zu.
Ein Pindar giebt vom Ruhme Kenntniß
In Oden, reich an Schwung und Zier. —
Welch Volk gleicht euch an Kunstverständniß!
   Ameisen, ewig groß seid ihr!

Der Dichter aber, allbewundert,
Fährt fort in Versen wohlgestellt:
„In unsrer Hand liegt das Jahrhundert,
Ameisen, uns gehört die Welt!

Denn, fiel uns erst, dem Feind entrissen,
Der Erdball zu, dann werden wir
Den Himmel zu erstürmen wissen!
  Ameisen, ewig groß seid ihr!

Doch während noch der Mann der Lieder
Titanenhafte Plane häuft,
Strömt eine Kuh Sündfluten nieder,
Drin Dichter, Fürst und Volk ersäuft.
Nur Einer floh und war der Meinung,
Daß Gott die letzten Kräfte schier
Erschöpft zu der Naturerscheinung. —
  Ameisen, ewig groß seid ihr!

Fahrwohl, mein Saitenspiel.

Noch einmal wollt' ich um den Lorbeer streiten,
Den Kranz, der sich um Sängerstirnen schmiegt;
Da trat zu mir die Fee, die mich vor Zeiten
Bei meinem Ahn, dem Schneider, eingewiegt.
Sie sprach: „Schon liegt der Reif auf deinem Haare,
Such dir ein Obdach für die Winternacht!
Der Kampf hat deine Stimme rauh gemacht,
Die nun im Sturm gesungen zwanzig Jahre."
Fahrwohl mein Saitenspiel! Wir wurden alt;
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

„Die Zeiten sind dahin, da noch ergötzlich
Sich dein Gedanke wiegt' im Liedesflug,
Da noch des Frohsinns helle Lohe plötzlich
Dem Blitze gleich durch dunkle Wolken schlug.
Nun will der Leib, es will der Geist ermatten,
Der Freunde froh Gelächter ist verhallt.
Wie viele sind dir schon vorangewallt!
Lisette selbst stieg nieder zu den Schatten."
Fahrwohl mein Saitenspiel! Wir wurden alt;
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

„Heil deinem Tagwerk! Deine Lieder kehrten
In tausend Hütten ein auf ihrem Gang;
Sie fanden auch in's Ohr des Ungelehrten
Den Weg, geführt vom schmeichelnden Gesang.
Den Mann der Bildung nur erreicht das scharfe
Geschoß des Redners; doch aus träger Ruh
Das Volk emporzustürmen mischtest du
Den Ton der Leier in's Gedröhn der Harfe."
Fahrwohl mein Saitenspiel! Wir wurden alt;
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

„Selbst nach dem Thron ist oft dein Pfeil geflogen,
Und als rückprallend er zu Boden fiel,
Hob ihn das ganze Volk, das dir gewogen,
Gewaltig auf, und schleudert' ihn an's Ziel.
Aus rost'gen Flinten schoß das Kind der Blouse,
Als donnernd er gedräut, in jenen Thron.
Am dritten Tag in Asche lag er schon,
Und viel des Pulvers kam von deiner Muse."
Fahrwohl mein Saitenspiel! Wir wurden alt;
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

„Dein Theil ist schön an jenen großen Tagen.
Der Gier nach Beute riefest du: halt ein!
Dies Angedenken in der Brust zu tragen
Genügt dir, wenn du lerntest, alt zu sein.
Dann sprich von jener Zeit des Heldenthumes
Der Jugend; warne sie vor jedem Riff;

Und steht sie selbst am Steuer einst im Schiff,
Verjünge dich im Schimmer ihres Ruhmes,"
Fahrwohl mein Saitenspiel! Wir wurden alt;
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

Dank güt'ge Fee! Es tritt der greise Barde
Vom Schauplatz ab. Von heut an theile du,
Vergessenheit, des Schweigenden Mansarde,
Du bist die Mutter, bist das Kind der Ruh.
Doch einst vielleicht, wenn ich zu Grabe walle,
Gedenkt ein Freund der alten Kämpfe gern,
Und sagt euch: damals glänzte dieser Stern;
Gott hat ihn ausgelöscht vor seinem Falle.
Fahrwohl mein Saitenspiel! Wir wurden alt;
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

Lebewohl.

O Frankreich! In die Lüfte rinnt mein Leben,
Doch soll dein Namen, eh' es ganz zerstiebt,
Geliebte Mutter, mir vom Munde schweben,
Denn Niemand hat dich mehr als ich geliebt.
Dir galt dereinst des Kindes erstes Lallen,
Mein letzter Seufzer auch gilt deinem Wohl.
Laß auf mein Grab nur Eine Thräne fallen
Für so viel Treu! — Mein Frankreich, lebe wohl!

Als einst in deinen Leib, bedeckt mit Wunden,
Zehn Fürsten ihrer Rosse Spur gedrückt,
Hab' ich ein lindernd Oel für dich erfunden
Und Königsbinden zum Verband zerstückt.
Trotz Jenen, die dich zu vernichten suchten,
Herrscht mächtig heut dein Geist von Pol zu Pol.
Die Welt bist du berufen zu befruchten.
Schon keimt die Saat. Mein Frankreich, lebe wohl!

Des Todes Netz umstrickt mich eng und enger.
Nimm auf an Kindesstelle, die mir werth!
Das sei dein Dank, o Frankreich, für den Sänger,
Deß Armuth nie von deinem Mark gezehrt.

Zu dieser letzten Bitte hob mein Schatten
Den Grabstein auf, mein Wort klingt dumpf und hohl;
Schon ruft mich Gott, der Arm will mir ermatten —
Es fällt der Stein. — Mein Frankreich, lebe wohl!

Dupont.

Die Blonde.

Kennst du das Thal vom Busch umgittert,
Umkränzt von Birken, deren Laub
Im Hauch der Lüfte silbern zittert
Wie eines Springquells Wasserstaub?
Und dort im dämmernden Bezirke
Kennst du die liebliche Gestalt,
Die schlanker wie des Thales Birke
Im langen Goldhaar träumend wallt?

Sie wallt und träumt hinaus zur Ferne,
Indeß ihr Aug' in Thränen rinnt,
Der Blumen Schwester und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Bewundernd lauscht in milder Feier,
Wohin sie wandelt, die Natur;
Zerbrich, o Dichter, deine Leier,
Denn ihren Reiz singt Wald und Flur.

Das Reh im Busch kommt sie zu grüßen,
Der Hänfling schwebt vom Nest herbei,
Der blaue See zu ihren Füßen
Wird still, daß er ihr Spiegel sei.

Sie wallt und träumt hinaus zur Ferne,
Indeß ihr Aug' in Thränen rinnt,
Der Blumen Schwester und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Man sagt, daß sie zu nächt'ger Stunde
Mit den Gestirnen Zwiesprach führt,
Doch keiner ahnt, was dann im Grunde
Der tiefverschwiegnen Brust sich rührt.
O Birkenhain, o Fichtenbäume,
Nicht unter eurem Schattenzelt
Daheim sind ihrer Sehnsucht Träume;
Ihr Herz ist fern von unsrer Welt.

Sie wallt und träumt hinaus zur Ferne,
Indeß ihr Aug' in Thränen rinnt,
Der Blumen Schwester und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Ihr Herz ist dort, wo tiefer Friede
Um goldne Himmelspalmen weht,
Und all ihr Leben gleicht dem Liede,
Das aufwärts steigt, wie ein Gebet.

Und doch! Du bist ein Weib geblieben,
Ob Engelsanmuth dich umgiebt;
O lern' ein Herz aus tausend lieben,
Holdsel'ge, das dich wiederliebt!

Sie wallt und träumt hinaus zur Ferne,
Indeß ihr Aug' in Thränen rinnt,
Der Blumen Schwester und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Die Braune.

Für keine Krone zu geringe,
Ein Vogel aus dem Paradies,
Ein selt'ner ist sie, dessen Schwinge
Am liebsten ausruht zu Paris.
Ihr Aug' erkennst du am Gefunkel,
Das, ach, so tödtlich süß zu schaun;
Man nennt sie blond, man nennt sie dunkel,
Ich heiße sie kastanienbraun.

Ja prächtig schillert meine Braune,
Wie der Lacerte Farbenspiel;
Auf wen ihr glänzend Auge fiel,
Der trägt die Fesseln ihrer Laune.

Wem kann der Gürtel schlanker sitzen?
Wo lauscht ein Fuß, so knapp geschnürt?
Wo birgt sich unter Flor und Spitzen
Ein Leib, der reizender verführt?
Und naht ein Seladon, ein ächter,
Und seufzt ihr vor von seiner Pein,
Wo zeigt ein lieblicher Gelächter
Der Zähne schimmernd Elfenbein?

Sie schillert prächtig, meine Braune,
Wie der Lacerte Farbenspiel;
Auf wen ihr glänzend Auge fiel,
Der trägt die Fesseln ihrer Laune.

Sie walzt wie eine deutsche Blonde,
Der Brittin gleich steigt sie zu Roß,
Auf spanisch liebt sie, und im Monde
Blitzt ihr Stilet bereit zum Stoß;
Sie rast in tiefer Nacht am Flügel
Und singt als Italienerin,
Französin scheint sie vor dem Spiegel
Und wird im Bad Athenerin.

Sie schillert prächtig, meine Braune,
Wie der Lacerte Farbenspiel;
Auf wen ihr glänzend Auge fiel,
Der trägt die Fesseln ihrer Laune.

Doch ist sie ganz von Eva's Blute,
Sie reizt den Wunsch und täuscht ihn dann;
Sie zeigt von fern im Uebermuthe
Ein Glück, das keiner doch gewann.
Zu Roß denn, Paladin! Geschwinde!
Armiden such' im Waldesschoos!
Doch rascher ist sie, als die Hinde
Und macht den Jäger athemlos.

Sie schillert prächtig, meine Braune,
Wie der Lacerte Farbenspiel;
Auf wen ihr glänzend Auge fiel,
Der trägt die Fesseln ihrer Laune.

O such! Vielleicht die Füße wärmt sie
Dem ärmsten Knaben mit der Hand.
Vielleicht, vom Geist ergriffen, schwärmt sie
Wie Jeanne d'Arc für's Vaterland.
Ein Engel zeigt ihr Helm und Waffen
Und jenen Flammberg schartenvoll,
Der Frankreich seine Freiheit schaffen
Und alle Welt erretten soll.

Dann wird sie furchtbar, meine Braune,
Gleich der Standart' im Schlachtgewühl;
Auf wen ihr blitzend Auge fiel,
Den trifft's, wie Ruf der Kriegsposaune.

Viertes Buch.

Idyll und Satire.

Antoine Baptiste Brizeux.

Marie.

Wir saßen eines Tags am Brückenbau Kerlo's;
Die Füße hingen wir dem Wasser in den Schooß
Und trübten kichernd bald die Fluth in ihrem Glanze,
Bald haschten wir im Strom Gezweig und Wasserpflanze,
Bald unterm Weidenbaum erschreckten wir den Fisch,
Der sich zu sonnen kam an's Ufer grün und frisch.
Einsame Wildniß rings! Kein Rauschen in den Zweigen,
Kein Laut, kein Lufthauch brach der Thalschlucht tiefes Schweigen;
Nur wenn wir hell in Lust zuweilen aufgelacht,
Dann trug das Echo weit den Ton durch Waldesnacht;
Denn zwischen Wäldern ganz, Gebüsch und dürrem Reisig
Hinzog der Strom zum Meer, langsam, durchsichtig, eisig.
Dort ganz allein mit uns und bis zum Abend frei
Empfanden spielend wir zuerst, was Liebe sei.
Den Fischlein sahn wir zu im klaren Blau der Wogen,
Die, zitternd mit dem Schweif, zu tausenden dort zogen,

Sich haschten bald und flohn, bald in geschloss'ner Schaar
Hinschwimmend öffneten manch silbern Flossenpaar.
Da war der rasche Salm, der Aal, der unter Kieseln
Sich bettet am Gestad, wo sanfter schon das Rieseln,
Dann der Insekten Volk aus Licht und Luft gewebt,
Das rastlos überm Strom im Stral der Sonne schwebt:
Waldmück' und Schmetterling und die behende Sylphe,
Die vor der Schwalbe Jagd sich rettet unterm Schilfe.
Und siehe, solch ein Ding, fremdartig, wasserhell,
Kam auf Mariens Hand, und knicken wollt' ich's schnell.
Allein mein ländlich Kind hatt' an den zarten Schwingen
Das Thierchen schon gefaßt, und da's sich loszuringen
Nun ängstlich flatterte, rief sie: wie dauert's mich!
Nichts, als sein Leben hat's. Warum es tödten? Sprich!
Und bei den Worten blies ihr rundes Engelsköpfchen
Weit in die Luft hinaus das zitternde Geschöpfchen,
Das plötzlich neubelebt zwei Feuerflügel hob
Und fröhlich hochhinauf sich schwang zu Gottes Lob.

Wohl hab' ich viel seitdem gesehen und erfahren;
Denn damals war ich erst ein Kind von fünfzehn Jahren;
Doch wie vorüber mir im Sturm die Jahre flohn,
Dies Bild der Kinderzeit blieb unberührt davon;
Und mag mich Neigung einst mit neuen Fesseln binden,
Nie wird des schönsten Traums Erinn'rung drum entschwinden,
Zu tief im Herzen steht in ew'ger Blüthenzier
Die Liebe jener Zeit, die Jugendliebe mir.

Der Bauerhof.

Du trauter Bauerhof, wie oft erschau' ich dich!
Wie oft, wenn Nachts am Strand das Leben tos't um mich,
Seh' ich am Horizont, wo die Kamine rauchen,
Die Dächer deines Dorfs aus Blättermeeren tauchen!
Drauf schwebt ein dünnes Grau, kein Ton durchdringt die Luft,
Als wenn dem Kind weither vom Feld die Mutter ruft,
Als wenn ein junger Hirt, indeß die Kuh am Pflocke
Behaglich gras't, anstimmt gleich einer fernen Glocke
Sein altbretonisch Lied, ein Lied so sanft und weich,
Daß ihr die Thränen nicht bezwänget, säng' ich's euch.

O Wald, o Wiesenduft, ihr Hütten grau und finster,
Du schmaler, weißer Pfad durch Haidekraut und Ginster,
Ihr schwebt mir vor, wie einst, da barfuß ich, als Kind,
Das Thor zur Meierei erklommen pfeilgeschwind;
Ich schau' am Brunnenrad die Magd mit ihren Krügen,
In Blüten steht der Hanf, umsummt von Bienenflügen,
Waschhaus und Tenne hier, dort blinkend Feldgeräth,
Hier Aepfel, dort das Heu, das hoch im Schober steht;
Am Thor des Einfangs ruhn die Rinder aus, die fetten,
Und tiefer auf dem Flur liegt frisches Stroh zu Betten.

Ich tret' hinein. Zuerst scheint alles schwarz und stumm,
Nur an die Decke schräg fällt auf ein Balkentrumm
Ein letzter Sonnenstrahl; noch will kein Ding sich regen,
Als Wolken Staubs, die sich um jenen Stral bewegen;
Doch hell und heller wird's; ich seh' zur rechten Hand
Das eich'ne Himmelbett, zur Linken an der Wand
Ein mächtiges Gestell, das Töpfe, weite Becken,
Milchschüsseln, Roggenbrod und bunt Geschirr bedecken,
Dort Löffel, hier ein Napf, aus Nußbaumholz geschnitzt. —
Doch tief im Hintergrund am Rand des Herdes sitzt
Und spinnt mit flinker Hand und beugt sich über's Rädchen
Ein allerliebstes Kind. Maria ist's, mein Mädchen,
Die rasch den weißen Rock herabstreift bis zum Fuß,
Und mir mit sanftem Ton entgegenruft: „Bist du's?"

Elegie.

O, wünscht euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn euch die Bilder stets des Jugendglücks umschweben;
Wenn euch vom Jahr allein der Wonnemond gefällt,
Vom Tag der Morgen nur, da Thau vom Himmel fällt;
Wenn ewig euer Herz, das sehnend rückwärts sieht,
Erinn'rung zauberisch in ihre Fernen zieht!
Wie manche Blüte muß, sobald ihr Thau dahin,
Im Sonnenbrand vergehn und Duft und Farbe fliehn! —
O, wünscht euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn euch die Bilder stets des Jugendglücks umschweben!

An Diana.

Schließe die Augen zu
  Voll Himmelsruh,
Schließe die Augen zu!

Decke dein Angesicht
  So rein und licht,
Decke dein Angesicht!

Dämpfe der Stimme Laut
  So süß und traut,
Dämpfe der Stimme Laut!

Wem die Schönheit erschien,
  Der welkt dahin;
Sie berauscht und tödtet ihn.

Kunstvollendung.

Ein herrlich Marmorbild von reinem Gliederbau
Weckt so den Schönheitssinn des jugendlichen Weibes,
Daß sich nach seiner Formen Schau
Die Frucht gestaltet ihres Leibes.

Der Dichtung Heil, da sie, mit ihres Odems Kraft
Durch edler Thaten Preis in Seelen, die gesunken,
Zur Tugend, die das Höchste schafft,
Entfachen mag den Gottesfunken!

Vollendet aber ist die Kunst nur, wenn's ihr glückt,
In wundervollem Bund zum Ganzen zu vermählen
Die Schönheit, die das Aug' entzückt
Mit jener, die erhebt die Seelen.

Blumen und Lieder.

Schon will's im Osten grau'n; auf, laßt an Waldeshöh'n,
In Wiesen und Gehäg mich Blumen suchen gehn,
Eh noch dem Tag die Wächter riefen!
Den zartsten Duft entlockt dem Blust der Morgenhauch,
Und frischer, duft'ger sind die Liederblüten auch,
Wenn sie vom Thau des Morgens triefen.

Wie manche Blüte schon starb ungepflückt dahin!
O, daß wir unbemerkt kein Blumenleben fliehn
In diesem kurzen Dasein ließen!
Hinaus denn auf die Flur, daß in der Morgenluft
Wie zweier Seelen Hauch Gesang und Blumenduft
Verschwistert in einander fließen!

Dann kehr' ich, froh der Last, vom thau'gen Wiesenranft
Zum Lager wieder heim, wo die Geliebte sanft
Noch ruht vom Morgenschlaf befangen;
Es ruft mein neuester Gesang sie schmeichelnd wach,
Und leise lass' ich ihr die Blüten, die ich brach,
Hinregnen über Brust und Wangen.

Und wenn sie holdverträumt mir dann entgegen lacht,
Und mit der weißen Hand die reiche Blumenpracht
Zu haschen sucht auf Stirn und Kissen,
Dann soll die Liebliche, ob dieser frische Mai
Von Blüten, ob mein Strauß von Liedern frischer sei,
Verwirrt kaum zu entscheiden wissen.

Entsagung.

O möchtest künftig du, wenn wir uns treffen, nicht
So schamroth und verwirrt auf Stirn und Angesicht
Den weißen Schleier niedersenken,
An des Begleiters Arm dich klammern nicht so bang
Und, wie um mich zu fliehn, geschwinder deinen Gang
In abgelegne Straßen lenken!

Wenn so mein Bild in dir die Reu' erwachen heißt,
Nach einem fernen Land, wohin dein Wunsch mich weis't,
Will ich in die Verbannung ziehen;
Es war mir deine Lieb' einst Frieden, Hort und Licht,
Heut sei's mein Friede nicht, der deinen unterbricht.
Befiehl nur und ich werde fliehen.

Von deines Auges Blau weicht dann der düstre Flor,
Aufgehn wird dir der Tag so stralend, wie zuvor,
Die Nacht wird kühlend dich umfächeln;
Harmlos und sicher wirst du wieder ruhn wie einst,
Voll Lust und Unschuld ganz, die du so hold vereinst
In deines Mundes Zauberlächeln.

Ein Wort nur und ich geh'. Doch bringst du's über dich,
In deiner Nähe mich zu dulden — dulde mich!
Und bieg' ich je um Straßenecken,
Und fügt sich's, daß wir schnell uns gegenüberstehn,
Geh' ohne Furcht vorbei, ich hab' dich nicht gesehn,
Kein Blick von mir soll dich erschrecken.

Nur eins vergönne mir, indeß dein Tritt verhallt,
Dem jugendlichen Reiz der lieblichen Gestalt
Aus scheuer Ferne nachzulauschen;
Am schwebendleichten Gang, bei dem man Flügel ahnt,
An all dem Zauber laß, dran dieser Gang mich mahnt,
Noch einmal sich mein Herz berauschen!

Aufjauchzen wird es dann; ein Strom von Melodien
Wird hell wie Festgesang durch meine Seele ziehn,
Die weit sich aufthut, wie vor Zeiten;
Und meiner segnenden Gedanken treue Schaar
Wird, so mich Gott erhört, wie Engel, unsichtbar,
Wohin du wandelst, dich begleiten.

Die Frauen.

Einst liebt' ich bloß an ihr den Liebreiz der Gestalt,
Des morgenfrischen Munds bezaubernde Gewalt,
Das dunkle Haar, die feinen Linien,
Die mir das Ebenmaß des schönsten Leibs gezeigt,
Der zagend, wie im Wind die Weide, bald sich neigt,
Und bald erhebt gleich stolzen Pinien.

In Schönheit schwelgt' ich ganz. Noch hatt' ich nicht bedacht,
Daß diese Form beseelt, daß dieser Wimpern Nacht
Ein sinnig Licht mir scheu verhehle;
Ein Laut nur hier und da, der ihrem Mund entfiel,
Traf ahnungsvoll mein Ohr; ich ließ ihn halb im Spiel
Ausklingen in der eignen Seele.

O, wenn du kannst, verzeih', verzeih' das Unrecht mir!
Als später aus der Welt ich flüchtete zu dir,
Hülfloser noch als du, verdrossen,
Im Kampfe mit mir selbst, verlassen, arm, entblößt . . .
Da, wie die Blüte still sich aus der Knospe löst,
Hat sich dein Innres mir erschlossen.

Das ist der Bann, ihr Frau'n, dem Keiner sich entzieht!
Die Schönheit, die man ahnt, die Schönheit, die man sieht,
Hab' ich gepaart bei euch gefunden;
Bald stark, bald schwach erscheint zwiefachen Wesens ihr,
Doch immer lenkt ihr uns, und willig folgen wir
Von eurem Doppelreiz gebunden.

Auguste Barbier.

Die Freiheit.

I.

Ha, als die Julisonn' das Pflaster und die Säulen
Der Quai's und Brücken heiß geglüht,
Als es von Kugeln pfiff und unter Glockenheulen
Kartätschenhagel rings gesprüht,
Ha, als in ganz Paris das Volk aufstand im Grimme,
Und drohend wie die Meerflut schwoll,
Als dem Kanonenruf von seiner eh'rnen Stimme
Die Marseillais' entgegenscholl:
Da sah man Wenige, die Uniformen trugen,
Den Schnurrbart kräuselnd, schön geputzt;
Nein, unter Lumpen war's, wo Männerherzen schlugen;
Von Händen schwielig und beschmutzt
Geladen ward, geblitzt und mitten in dem Morden
Patronenbeißend rief, der früher nur gedroht,
Der fluchgewöhnte Mund, vom Pulver schwarz geworden:
„Auf, Brüder, Freiheit oder Tod!"

II.

Im tricoloren Schmuck das niedliche Gelichter,
Im feinen Hemd die Stutzerschaar,
Die Herren in Corsett und Frack, die Milchgesichter,
Die Helden all vom Boulevard,
Was thaten sie, indeß sich unter Säbelstreichen
Und Bomben eines Königthums
Ein glorreich heilig Volk, ein Pöbel ohne Gleichen
Durchschlug zum Gipfel höchsten Ruhms?
Als es sich Lorbeern brach, für ew'ge Zeiten dauernd,
Da zitterten die Herrn vor Schreck,
Mit zugehaltnem Ohr angstbleich im Winkel kauernd
Sahn sie hervor aus dem Versteck.

III.

Die Freiheit allerdings ist keine Baronesse
Vom Faubourg St. Germain, sie sinkt
Von einem Schrei nicht um, bedeckt mit Todtenblässe,
Noch geht sie weiß und roth geschminkt.
Mit hoch gewölbter Brust, mit starker, praller Lende,
Mit eh'rner Stirne, straffem Leib,
Mit tiefgebräunter Haut, im Auge Feuerbrände,
Tritt sie einher, ein mächtig Weib;
Sie liebt des Volkes Wuth, die Schlacht, entseelte Rumpfe,
Trompetenschmettern, Pulverdampf,
Kanonen, Trommelschlag, und das Geheul, das dumpfe
Der Glocke, wenn sie stürmt zum Kampf;
Die Buhlen wählt sie stets sich aus den niedern Klassen,
Und all ihr wild Liebkosen häuft
Sie auf den Starken nur; kein Arm darf sie umfassen,
Der nicht von rothem Blute träuft.

IV.

's ist das Bastillenkind, die Jungfrau, die unbändig
Getobt und dann durch ihre Gunst
Keck, launisch, wie sie war, fünf Jahre lang beständig
Das ganze Volk erhielt in Brunst,
Die drauf Kriegsmärsche pfiff und satt der Freierschaaren,
Satt ihrer Phrygiermütze schien,
Um einem Kapitän von ein und zwanzig Jahren
Als Marketend'rin nachzuziehn.
Das Weib ist's, herb und schön, das dann noch einmal flattern
Die tricolore Schärpe ließ,
Und bei Kartätschensprühn, Schlachtlärm und Flintenknattern
All' unsre Thränen trocknen hieß,
Das die vom Königshaupt herabgeriss'ne Krone
Auf's neu dem Volk zu eigen schwur
Und in den Staub ein Heer hinwarf sammt einem Throne
Mit wenigen Pflastersteinen nur.

V.

Doch o der Schmach! Paris in seinem Zorn so prächtig,
Paris voll Majestät und Ruhm
Am Tage, da der Sturm, der Sturm des Volks allmächtig
Entwurzelte das Königthum,
Paris so schön und groß, als es in dumpfem Trauern
Die Heldenleichen beigesetzt,
— Die Straßen pflasterlos, durchlöchert noch die Mauern
Gleich Fahnen, die das Blei zerfetzt —
Paris, die Lorbeerstadt, die im entzückten Schwunge
Ein Vorbild ganz Europa schien,
Ja, die für heilig galt den Völkern jeder Zunge,
Und die man anrief auf den Knie'n,
Weh, dies Paris ist heut ein Sumpf, nicht zu ergründen,
Der allen Auswurf in sich faßt,
Ein Becken, drein die Welt aus ungezählten Schlünden
Speit ihre Ströme von Morast;
's ist ein verrufner Ort, zu dem sich Schurken schleppen,
Wo Leisetreter nur zu sehn,
Nur Helden, die von Thür zu Thür, auf Flur und Treppen
Lakaienzeichen betteln gehn;
Ein ries'ger Pfuhl nur ist's, wo tausend Rachen schnappen,
Und Jeder nur darauf bedacht,
Wie er ein blutig Stück erhasche von den Lappen
Der kaum entseelten Königsmacht.

Das Idol.

I.

Heizburschen, auf, geschwind! Steinkohlen bringt und Eisen,
Und Zinn und Kupfer wälzt heran!
Du mit der Schaufel, auf, des Feuers Gier zu speisen,
Wühl' um, grauhaariger Vulkan!
Dem großen Ofen wirf die Nahrung hin in Massen,
Nur mehr, noch immer mehr hinein!
Das lastende Metall mit seinem Zahn zu fassen
Muß feurig erst sein Rachen sein. —
Gut nun — die Flamme loht und flackert auf gewaltsam,
Heiß, unerbittlich, roth wie Blut;
Sie stürzt sich vom Gewölb herab, und unaufhaltsam
Greift sie die Barren an mit Wuth;
Nun fängt ein Jauchzen an, ein Heulen und Umklammern,
Kupfer um Zinn, Eisen um Blei;
Das reckt und windet sich und schrillt, als ob's ein Jammern
Verdammter in der Hölle sei. —
Nun ist das Werk vollbracht, und das Metall geschmolzen;
Erlöschend raucht des Ofens Schoos;
Es wallt der Strom von Erz. Rasch Heizer! Thu dem Stolzen
Die Pforten auf und laß ihn los!

Hervor, Unbändiger, und brich aus deiner Fessel
Dem Sturzbach gleich in jähem Sprung,
Der Flamme des Vesuvs, die brüllend aus dem Kessel
Herabschießt in die Niederung!
Die Erde öffnet sich den Wogen deiner Lave;
So stürz' dich in ergrimmtem Lauf
In deine Form von Stahl, geh' unter, Erz, als Sklave!
Als Kaiser stehst du wieder auf.

II.

Und stets Napoleon! Sein großes Bild noch immer!
Was dieser Mann, vom Krieg berauscht,
Uns doch gekostet hat an Schande, Blut, Gewimmer,
Für etwas Lorbeer ausgetauscht!
Das war ein Tag des Zorns, ein Tag der Mißgeschicke,
Der, Frankreich, über dich erging,
Als vom Gestell herab, gleich wie ein Dieb am Stricke
Sein majestätisch Standbild hing.
Den Fremdling sah man da am Fuß der hohen Säule
Auf's Tau, das ächzte wie vor Schmerz,
Gebeugt, bei des „Hurrah" eintönigem Geheule
Erschüttern das gewalt'ge Erz;
Und als nach tausend Müh'n der Block, der fürstengleiche,
Das Haupt voran, im jähen Flug
Sich überstürzend sank, und, eine eh'rne Leiche,
Dumpfdröhnend auf das Pflaster schlug,
Da schleifte wuthentbrannt, im Antlitz schnödes Grinzen,
Der Hunne mit dem stumpfen Hirn
Vor Frankreichs neunmal neun versammelten Provinzen
Im Koth dahin des Kaisers Stirn.
Ha, wer ein Herz noch hat, vor Schande zu erschrecken,
Dem bleibt ein Stachel dieser Tag!

Auf unser Aller Stirn ist er der ew'ge Flecken,
Den nur der Tod vertilgen mag.
Da sah ich, wie der Feind aus unsern Marmorsälen
Die Götterbilder schleppen ließ,
Wie er die Rind' uns selbst von unsern Bäumen schälen
Und vor die Rosse werfen hieß;
Ich sah den nordischen Barbaren frech sich mästen
Von unserm besten Mark und Blut,
Verprassen unser Brod, und unsre Luft verpesten,
Die Luft, des Menschen letztes Gut.
Ich sah — Jünglinge hört's! — entschleiert Brust und Nacken,
Doch selbst als Opfer schön zu schau'n,
Dem gierig-stumpfen Blick, dem Brunsthauch des Kosaken
Dahingegeben unsre Frau'n . . . .
Nun — während all der Noth, der Schmach, des Uebermaßes
Von tausendfach verschärftem Hohn,
Auf Einen wälzt' ich nur die ganze Last des Hasses —
Fluch über dich, Napoleon!

III.

Glatthaar'ger Corse du, wie war dein Frankreich prächtig
Im Sonnenschein des Messidors!
Ein edles Mutterpferd, unbändig, schnaubend, mächtig
Erhobnen Kopfs, gespitzten Ohrs,
Ein Roß mit starkem Kreuz, von dem noch roth und dampfend
Das Blut der Könige niederfloß,
So flog es scheu und stolz, den Grund der Vorzeit stampfend,
In's Weite frei und zügellos.
Noch hatt' es keine Hand geduldet, durch kein Streicheln
Und durch kein Drohn zum Stehn bewegt;
Kein Fremdling hatt' ihm je mit Zürnen oder Schmeicheln
Gebiß und Sattel angelegt;
Jungfräulich war sein Haar, freiflatternd seine Mähne,
Sein rollend Auge gluterhellt,
Sein Kreuz biegsamer Stahl, straffschwellend jede Sehne,
Und sein Gewieh'r ein Schreck der Welt.
Da kamst du, Mann des Zorns, und wie du solche Lende
Und solchen Nacken froh gewahrst,
Ergriffst du, ein Centaur, die Mähn' und sprangst behende
Hinauf, gestiefelt, wie du warst;
Und weil es denn Geklirr von Waffen liebt, von blanken,
Und Trommelschlag und Pulverdampf,

Gabst du den Erdball ihm zur Rennbahn ohne Schranken,
Zum Tagewerke Kampf auf Kampf.
Von nun an keine Rast, kein Schlaf mehr, kein Verschnaufen!
Stets Mühsal, Eiswind, Sonnenglut!
Im sausenden Galopp stets über Leichenhaufen,
Und stets bis an die Brust voll Blut!
So fünfzehn Jahre lang zerstampft' es die Geschlechter
Mit seines Hufs fühllosem Stahl,
So flog's verhängten Zaums auf hingesunkner Fechter
Gliedmaßen vorwärts ohne Wahl,
Bis daß es endlich satt der ewigen Beschwerde,
Der unfruchtbaren Kriegstrophä'n,
Müd', alles Leben rings zu tilgen von der Erde
Und gleich Staubwirbeln aufzuwehn,
Erschöpft und schnaufend hielt, als könnt' es nimmer weiter,
Kniezitternd, trüb des Auges Licht,
Und dich um Gnade fleht', erbarmungsloser Reiter,
Doch, Henker, du erhörtest's nicht!
Dein nerviger Schenkel zwang's gewalt'ger nur, und tiefer
In seine Weichen drang dein Sporn;
Mit des Gebisses Stahl am schaumbedeckten Kiefer
Brachst du die Zähne ihm vor Zorn.
Auffsprang's, doch fähig kaum, noch in den Zaum zu fletschen,
Im Schlachtgefild, gesprengten Gurts,
Verlechzend fiel es hin auf Bomben und Kartätschen,
Und brach die Rippen dir im Sturz.

IV.

Erstanden bist du nun vom ungeheuren Falle;
Ein Aar, der, seiner Kluft entflohn,
Die Riesenschwingen dehnt hoch überm Erdenballe,
Schwebst du empor, Napoleon!
Du bist nicht mehr der Dieb, dem die geraubte Krone
Der blut'ge Degen nur verbürgt,
Der mit der goldnen Schnur am frecherstiegnen Throne
Die Freiheit mitleidlos erwürgt,
Nicht mehr des heil'gen Bunds Sträfling, der in die Wildniß
Des Felseneilands sterben ging,
Am Fuß die Kette, dran nachschleifend Frankreichs Bildniß
Gleich der Galeerenkugel hing —
Nein, keine Spur mehr trägt dein leuchtend Haupt vom Sumpfe,
Seit schnöde Schmeichler mit Gesang,
Seit Lügendichter ihn gefeiert im Triumphe,
Stieg Cäsar auf zum Götterrang.
Von allen Wänden stralt sein Bild, von allen Mauern,
An allen Straßenecken tönt
Sein Name, wie er nur in Schlacht- und Kugelschauern
Und Trommelwirbeln einst gedröhnt.
Und dort, den Arm voll Grün, mit schnellverblühten Ehren
Zu kränzen sein Gebild von Erz,

Das jede Mutter flieht, weil's nur durch ihre Zähren
So hoch wuchs, und durch ihren Schmerz,
Dort tanzt in Blous' und Wamms mit leichtbeschwingter Sohle
Um ihn, den man den Großen pries,
Bei Pfeifen und Schalmei'n die lustige Carmagnole,
Um seinen Kaiser tanzt Paris.

V.

Ihr milden Herrscher, zieht vorüber nur! Von dannen
Ihr Träger reinen Menschenthums!
Ihr Weisen, fort, gebt Raum den Thoren und Tyrannen!
Für euer Haupt kein Stral des Ruhms!
Umsonst habt ihr dem Volk die Ketten abgenommen,
Umsonst mit seinem Blut gespart,
Umsonst den dunkeln Pfad erhellt zu seinem Frommen;
Es dankt euch Niemand, was ihr war't.
Nur selten bleibt, wenn je nach eures Sterns Erblassen
Nicht euer Name ganz erlischt,
Ein dünner Streif zurück auf den meerstillen Massen,
Denn jeder leise Hauch verwischt.
Vorbei, vorbei! Für euch giebt's keine eh'rnen Bilder,
Kein Lorbeer ist für euch gereift;
Das Volk gedenkt allein des Mannes, der in wilder
Schlachtwuth dem Tod in's Handwerk greift,
Für den es Steine schleppt zum Bau von Pyramiden,
Der Angstschweiß ihm und Blut erpreßt
Und sein zerstreut Gebein im Norden und im Süden
In Schnee und Sümpfen faulen läßt.
Das Volk — was ist das Volk? Es ist die Schenkendirne,
Die, wenn vom Wein das Blut ihr kocht,

Sich den zum Buhlen wählt, der mit verwegner Stirne
Und eh'rnem Arm sie unterjocht,
Und die auf ihrer Streu, zum Brautbett umgewandelt,
Noch keinem ihre Reize bot,
Als nur dem Kühnen, der sie schlägt und sie mißhandelt
Vom Abend bis zum Morgenroth.

Paris.

Ein Höllenkessel ist auf diesem Erdenrunde,
Er heißt Paris und dampft und qualmt zu jeder Stunde;
Ein wannenförm'ger Kreis, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt;
Ein brodelnder Vulkan, der nimmermüden Hauches
Die Menschenmasse wälzt im Abgrund seines Bauches,
Ein Schlund, der, allem Schmutz des Lasters aufgethan,
Den Auswurf jedes Volks bestimmt scheint zu empfahn,
Und der von Zeit zu Zeit, erhitzt von trüben Gluten
Aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluten.

In diese Lache setzt der ros'ge Sonnentag
Den schimmernd weißen Fuß nur selten und nur zag;
Ein ewiges Getös steigt aus dem Kreis der Dächer
Im Nebel Tag und Nacht wie Schaum aus einem Becher;
Da ist kein Schlaf; das Hirn sinnt ewig angespannt,
Der Bogensenne gleich, gestrafft von Schützenhand.
Auf drei lebt Einer nur, der nicht in Lüsten endet,
Nie wird dem Sterbenden das letzte Oel gespendet,
Und blieb noch hie und da ein Heiligthum verschont,
So sagt es nur: auch hier hat einst ein Gott gewohnt.

Wie mancher Altar ward gestürzt hier und geschändet!
Wie manch Gestirn erblich, bevor's den Lauf vollendet!
Wie manche Lehre fiel, noch ehe sie gereift!
Wie mancher Tugend ward die Blüte abgestreift!
Wie manch Triumphgespann hat hier die Saat getödtet,
Wie manches Thrones Schmach den Staub umher geröthet!
Die Revolution, die Wolke schwarz und groß
Hier barst sie oft; allein nur Blut enthielt ihr Schooß,
So daß der Mensch, bedräut von ew'gen Schicksalsläufen,
Sich nur der Einen Wuth noch hingiebt, Gold zu häufen.

O Elend! Muß denn heut nach soviel Wahn und Qual,
Irrfahrten ohne Rast, Umstürzen ohne Zahl,
Nachdem so mancher Thron, manch stolzes Königsbildniß
Verloren ging im Sand, im hohen Gras der Wildniß,
Muß die Vagantin Zeit, die Greisin, deren Fuß
Gleichgültig niedertritt was untergehen muß,
Die manche Weltstadt schon, verfault in üpp'gem Laster,
Die Rom hinweggekehrt, wie Schmutz vom Straßenpflaster,
Muß sie, gealtert heut um zweimal tausend Jahr,
Noch Eine Hölle schaun, wie jene röm'sche war?

Derselbe Taumel hier wie dort, dasselbe Lärmen
Der Geier, die das Aas des Kaiserreichs umschwärmen!
Dieselbe Gier, die frech was heilig ist, entweiht
Und den Orakeln taub nach Brod und Spielen schreit!
Dieselbe Kriecherei furchtbleicher Senatoren
Und feiler Sklavenbrut, zu List und Trug verschworen!

Derselbe Lasterpomp, der schamlos sich entblößt!
Dieselbe Lüsternheit, die Fleisch und Knochen löst!
Gleich riesig dort wie hier Verbrechen, Lug, Gemeinheit!
Nur fehlt Italiens Luft und seiner Formen Reinheit.

Dein ächt Geschlecht, Paris, das ist der Straßenschreier,
Halbwüchsig, schmutzig fahl, wie ein verschliffner Dreier,
Das ungezogne Kind, der Taugenichts, der träg
Verschlendert Tag um Tag, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält, und, seinen Gassenhauer
Sich pfeifend, schlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer.
An nichts glaubt dieses Kind; es speit die Mutter an,
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeschmackter Wahn;
Was zuchtlos nur und frech spukt in des Burschen Hirne,
Dem reif das Laster steht auf fünfzehnjähr'ger Stirne.

Doch ist er kühn; ihn schreckt kein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen;
Freiheit! Mit diesem Ruf trotzt er im Schlachtgedröhn
Den Kugeln; wenn er fällt, so fällt er stolz und schön.
Doch laß des Aufruhrs Sturm durch seine Gasse fahren,
So folgt er ebenso beherzt den Meuterschaaren;
Da schreckt er schadenfroh, vom bösen Geist erfaßt,
Mit drohendem Geheul den Bürger aus der Rast
Und schleudert, schwarz von Staub, voran der wüsten Rotte,
Die Läst'rung und den Stein zugleich nach seinem Gotte.

O Pöbel von Paris, herzlose Brut des Lasters,
Die keck das Eisen schwingt und keck den Stein des Pflasters,

Du Meer, deß Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft seine Massen,
Und wieder fällt und träg sich hinstreckt und gelassen,
Volk, einzig in der Welt, in dem sich räthselhaft
Mit Greisensünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Verbrechen spielt und mit dem Tode — immer
Erstaunt vor dir die Welt, doch sie begreift dich nimmer.

Ein Höllenkessel ist auf diesem Erdenrunde,
Er heißt Paris und dampft und qualmt zu jeder Stunde;
Ein wannenförm'ger Kreis, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt;
Ein brodelnder Vulkan, der nimmermüden Hauches
Die Menschenmasse wälzt im Abgrund seines Bauches,
Ein Schlund, der, allem Schmutz des Lasters aufgethan,
Den Auswurf jedes Volks bestimmt scheint zu empfahn,
Und der von Zeit zu Zeit, erhitzt von trüben Gluten
Aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluten.

Anonym.

Der Löwe vom Quartier latin.

Nein, noch nicht todt ist unsre Jugend,
Vom Lager springt sie zornerfüllt.
Birg, Cäsar, dich vor ihrer Tugend!
Der junge Löwe hat gebrüllt.
Du wagst des Schlummernden zu lachen —
O hüte dich! Verjüngt in Kraft
Wird er erwachen;
Er schläft nur halb mit offnem Rachen,
Der Löwe der Studentenschaft.

Als Vorhut stets voran in's Feuer
Stürmt der Student dem Proletar;
Das alte Banner blieb ihm theuer
Vom Juli und vom Februar,
Arcole! Vanneau! Glorreiche Streiter,
Die ihr des Königscepters Schaft
Zerbracht in Scheiter!
Auf eurer Fährte schnaubt er weiter,
Der Löwe der Studentenschaft.

Die Nacht, die Frankreich dich umfangen,
Verbarg den Feind im Dunkel tief;
In ihrem jahrelangen Bangen
Vergieb ihm, daß auch er entschlief!
Doch kaum erhebt der Tag die Schwinge,
So rollt sein Auge flammenhaft
Umher im Ringe;
Er wittert, welchen er verschlinge,
Der Löwe der Studentenschaft.

Ihr Gaukler dort am Festgelage
Der aufgeputzten Kaisermacht,
Wie bang erbleichen vor dem Tage
Die Kerzen eurer Faschingsnacht!
Schon hebt der Aar ein ängstlich Kreischen;
Er aber wird, dem Nest entrafft,
Zum Fraß ihn heischen,
Und sammt der ganzen Brut zerfleischen,
Der Löwe der Studentenschaft.

Fünf Kön'ge sind, die er zerrissen
In des Jahrhunderts langer Qual,
Für so viel Haß ein schmaler Bissen,
Und Zeit ist's für ein neues Mahl.
Wohlan, schon winkt das längsterharrte,
Und sein Gebiß, das dräuend klafft,
Zeigt keine Scharte;
Ihn hungert auf den Bonaparte,
Den Löwen der Studentenschaft.

Fünftes Buch.

Epigonen verschiedener Richtung.

Jean Reboul.

Sie ist krank.

Warum dein Kissen Nachts mit heißen Thränen feuchten?
Wenn deine Stimme bebt, wenn dir des Auges Leuchten,
Der Lippe süßes Roth erblich:
Mein Engel, bange nicht! Von keinem Reiz auf Erden
Wird je in dieser Brust dein Bild verdunkelt werden;
Um deine Seele lieb' ich dich.

Ach, müßt' ich jemals schau'n, daß von des Todes Schwinge
Mit Schatten zugedeckt dein Köpfchen niederhinge,
Du meine Taube hold und rein:
Nicht würd' ich Abends dann an den Balkonen schweifen,
Zu neuem Minnesang nicht in die Saiten greifen,
Nein, deines Schlummers Hüter sein.

Die kummermüde Stirn gesenkt, das Aug' in Thränen,
Rief' ich auf deiner Gruft nach dir mit heißem Sehnen,
Und rauscht' im Laub der Weiden dort
Ein schauernd Lüftchen dann mir leise Geisterkunde,
Mir sollt' es süßer sein, als von dem schönsten Munde
Ein wildgestammelt Liebeswort.

Leon Halevy.

Die Poesie.

Jung war sie und in Schönheit glänzend,
Die Stirne, selbst wenn sie geweint,
Mit einem Stral der Anmuth kränzend,
Wie er durch Frühlingswolken scheint.
Des Unglücks schwere Ketten löſ'ten
Sich, wo sie kam; ihr liebstes Thun
War Sehnsucht stillen, Kummer trösten —
Wo, Kind des Himmels, bist du nun?

Der süße Reiz der Unschuld schmückte
Ihr Wort, ihr Lächeln, jeden Zug,
Ob sie mit Kindern Blumen pflückte,
Ob sie im Sturm die Harfe schlug;
Sie heiligte mit ihren Tönen
Des Tages Mühsal wie das Ruhn,
Und lehrt' uns selbst den Tod versöhnen —
Wo, Kind des Himmels, bist du nun?

Noch glaubten, weil sie selbst voll Glauben,
An sie die Völker allerwärts;
Es trugen ihres Liedes Tauben
Die Hoffnung in manch wundes Herz.
Voll Hoheit blieb sie fern dem Haufen;
Kein Fürst vermochte, kein Tribun
Ihr freies Lied je zu erkaufen —
Wo, Kind des Himmels, bist du nun?

Jean Jaques Ampere.

Das Glück.

Die Freunde haben Recht; ich wäre wirklich toll,
Mich zu beklagen, ja, mein Glück ist ganz und voll;
Just dreißig bin ich, frei, gesucht; es haßt mich Keiner;
Ich bin, Gottlob, gesund und frisch und wohl, wie Einer;
Ein neu Vergnügen bringt die Arbeit jeden Tag —
Auch ist das Wetter heut just wie man's wünschen mag.

Als ich unglücklich war, betrübt und krank unsäglich,
In düsterm Waldesgrund verlor ich da mich täglich
Und seufzt', erbärmlich war's! An Wassern klar und rein
Verweilt' ich einsam oft und weinte still hinein.

Jetzt aber bin ich froh und aufgeweckt und heiter,
Bin liebenswürdig gar, gesellig und so weiter;
Der Bach mag rauschen jetzt und ziehn, wie's ihm beliebt,
Von meinen Thränen bleibt sein Spiegel ungetrübt.

Als ich unglücklich war, müd, weltsatt und voll Trauer,
Da überkam mich oft ein räthselhafter Schauer;

In Wolken baut' ich mir ein glänzend Paradies,
Das beim Entschwinden, ach, nur Sehnsucht hinterließ.

Nun hab' ich abgethan all diese Traumgebilde,
Zum Pflanzensammeln bloß durchschweif' ich die Gefilde,
Und schein' ich sinnend je, so wie ich's vormals war,
So gilt es Stellen nur, die mir nicht völlig klar.

Als ich unglücklich war, da wollt' ich leben, lieben;
Jetzt fehlt die Zeit dazu; jetzt wird ein Buch geschrieben.

Ihr, die ihr Sprüche kennt, ein Lied, ein lustig Stück,
Gemacht, Betrübten Trost und Heilung zu gewähren,
Kommt, wenn dem Unglück ihr getrocknet seine Zähren,
Und heilet mich von meinem Glück!

Emile Souvestre.

Das Nest.

Komm, tritt zum Busch heran, zum blühenden, und neige
Dich über dieses Nest, gebaut in schwanke Zweige
Und überdacht von Laubwerk dicht!
Gebettet ist die Brut auf Moos und dürre Reiser;
Sie schlummert schon — o komm, tritt her und rede leiser,
Dein sanftes Wort erschreckt sie nicht.

Halboffnen Auges, schau, die Schwingen ausgebreitet,
Indessen mit dem Schlaf die Mutterliebe streitet,
Hält noch die Alte Wacht und schlummert endlich ein.
Wie ruhig liegt sie da! Und doch im Strauch der Rose
Nichts hat sie, als dies Nest, gebaut aus kargem Moose,
Und ihren Theil am Sonnenschein.

Ihr selber hat die Brut nur wenig Raum gelassen,
Kaum ihre Kleinen all vermag der Bau zu fassen,
Doch rein ist Luft und Licht, und süß ist hier die Ruh;
Und das ist ihr genug! Ihr Leben ist ein Wandern,
Von ihren Jungen wärmt ein Bruder je den andern,
Und Alle deckt ihr Flügel zu.

Und wir, wir Sterblichen, die ebenso vergänglich,
Wir bau'n Palläste uns, indem wir, unempfänglich
Für unsre Gegenwart, nur in die Zukunft späh'n;
Wir wollen mehr des Raums, des Lichts; wir schau'n mit Sorgen
Nach Hof und Haus und Gut... Wozu? — Nur, um bis morgen
Zu lieben und dann zu vergehn.

Victor Escousse.

Mein letztes Lied.

Lebt wohl, die ihr noch trotzt der Brandung!
Bestattet mich an diesem Riff,
Wo am vermeinten Port der Landung
Zerschellte mein entmastet Schiff.
Ich fände doch an keiner Stätte
Hienieden mein ersehnt Idol;
Komm, Tod, und löse mir die Kette! —
Lebt wohl!

Leb, Erde, wohl mit deinen Plagen,
Mit deiner Sonne, blaß und karg,
Wo ich in peinlichem Entsagen
Ein namenloses Dasein barg!
Leb wohl du unbefriedigt Ringen
Nach Schattenbildern leer und hohl!
Hier fehlt's an Luft; ich schloß die Schwingen —
Lebt wohl!

Mir bot des Lebens steile Küste
Nur bittre Täuschung. Jähen Falls
Stürzt' ich vom höchsten Baugerüste
Des Menschenwahns und brach den Hals.
Die Freiheit hätte mich erhoben,
Doch floh sie, selbst verfehmt, zum Pol;
Wohlan, so folg' ich ihr nach oben —
Lebt wohl!

Edouard Turquety.

Licht und Schatten.

Sieh, wie von Osten ein rosig Verklären
Dringt in das Dunkel, das über uns lag!
    Lächeln und Zähren,
    Das ist der Tag!

Drüben der Schimmer der steigenden Sonne,
Hier noch die Dämm'rung im nebligen Kleid;
    Das ist die Wonne
    Neben dem Leid!

Gleichwie der Tag und die Nacht dort sich gatten,
Schließt sich der Bund, der uns Beide umflicht;
    Ich bin der Schatten,
    Du bist das Licht.

Arsene Houssaye.

Frühlingsbilder.

I.

Die Abreise.

O Frühling, Frühling, Zeit der süßen Wunder du!
Im Goldhaar naht der Tag und weckt unzähl'ge Triebe;
Der Himmel lächelt froh der jungen Erde zu;
Gott segnet seine Welt mit einem Stral der Liebe.

Den Wintermantel längst warf der April hinweg;
Die weißen Trauben schon will die Kastanie zeigen.
Hinaus! Die Sonne stralt, grün ist im Wald der Steg,
Und wonnig schauern Blatt und Blüten an den Zweigen.

Hört ihr den hellen Schlag des Finken dort im Hain?
Die Nachtigall verströmt melodisch ihre Trauer;
Komm Schwalbe, komm zurück! Der Lenz, der Lenz zog ein;
Wir lieben dich, dir droht von uns nicht Garn noch Bauer.

Im Ulmenwipfel rauscht ein Wehen frisch und lind
Und streift vom Apfelbaum den duft'gen Blütenregen,
Die Rebe steht im Saft und streckt ihr grün Gewind
Dem Becher wie zum Kranz verheißungsvoll entgegen.

II.

Die Wiese.

Nun hält auf grüner Trift die Heerde wieder Ruh;
Rohrflöten schnitzt der Hirt und trillert seine Lieder;
Kaum hebt nach uns das Haupt zerstreuten Blicks die Kuh;
Behaglich läßt der Stier zum Wiederkäu'n sich nieder.

Nah bei der Heerde hat der Hund sich hingestreckt;
Am Trauerweidenbaum, durch den die Winde raunen,
Steht ein hellfarbig Rind, die Seiten buntgefleckt,
Und schaut die Wandrer an mit neubegier'gem Staunen.

Was liegt in Lumpen dort im Gras des Uferrands?
Ein junger Vagabund; er wirft mit Wohlgefallen
Den Vögeln Krumen hin und läßt am Rosenkranz
Des eignen Lebens träg die Kugeln niederfallen.

Und reizend neben ihm, weißblendend angethan,
Steht die Narziss' und lockt der Fabel zu gedenken;
Sie schaut im klaren Bach die eigne Schönheit an
Und scheint in sel'gen Traum sich zitternd zu versenken.

III.

Der Dichter.

O Frühling, Frühling, Zeit der süßen Wunder du!
Im Goldhaar naht der Tag und weckt unzähl'ge Triebe;
Der Himmel lächelt froh der jungen Erde zu;
Gott segnet seine Welt mit einem Stral der Liebe.

Ich sah mein Hoffen sich entlauben mit dem Jahr;
Des Winters Leichentuch lag kalt auf meinem Herzen;
Nichts mehr bot mir die Welt, in der ich einsam war,
Und treu wie Schwestern nur erschienen mir die Schmerzen.

Nun fühl' ich frisch den Lenz durch meine Seele wehn,
Von weißen Tauben schwirrt's in den entwölkten Lüften;
Die Frühlingssonne heißt mein Herz in Blüte stehn —
Und ist der Rasen nicht am grünsten stets auf Grüften?

Theophile Gautier.

Romanze.

Er zog hinaus auf hohem Pferde,
Mein schöner Freund, zu Kampf und Streit;
Wie dünkt mir traurig nun die Zeit,
Wie ausgestorben rings die Erde!
Die Seele nahm er mir vom Mund
Beim letzten Kusse, den er küßte.
Ach Gott, wo bleibt er Stund' um Stund'! —
Schon geht die Sonne dort zu Rüste,
Und ich, auf meinem Thurm allein,
Umsonst noch immer harr' ich sein.

Die Tauben gurren auf dem Dache,
Die bunten Tauben, wie verliebt;
Das klingt so zärtlich und betrübt;
Es rauscht die Flut im Weidenbache.
Das Herz ist mir zum Brechen schwer,
Ich sing' und möchte lieber weinen,
Denn kaum zu hoffen wag' ich mehr —
Schon hebt der Vollmond an zu scheinen,

Und ach, auf meinem Thurm allein
Umsonst noch immer harr' ich sein.

Horch! Klingt sein Schritt nicht auf der Rampe,
Die Trepp' empor, und jetzt im Flur?
Ach nein! Es ist mein Page nur,
Mein kleiner Page mit der Lampe.
So flattre West und künd' ihm sacht,
Daß Er mein Traum ist, mein Verlangen,
Mein Glück und Leid bei Tag und Nacht! —
Schon kommt das Morgenroth gegangen,
Und ach, auf meinem Thurm allein
Umsonst noch immer harr' ich sein.

An eine junge Italienerin.

Noch knirscht der Februar von Schnee und Reif umschauert,
Der Regen peitscht das Dach, kalt pfeift's in den Allee'n;
Du aber seufzest schon: mein Gott, wie lang das dauert!
Wann werden im Gehölz wir Veilchen pflücken gehn! —

Kind, Frankreichs Himmel ist ein Thränensieb. Im Pelze
Am flammenden Kamin sitzt fröstelnd unser Lenz;
Paris vergeht im Schmutz, wenn auf dem grünen Schmelze
Der Wiesen sein Geschmeid längst ausgelegt Florenz.

Sieh, kahl sind Park und Flur; zu warten gilt's ein Weilchen;
Dich hat dein Herz getäuscht, das warm und südlich glüht;
Dein blaues Auge nur, sonst giebt's hier noch kein Veilchen
Und keinen Lenz, als der auf deiner Wange blüht.

Traumbild.

Zu Nacht in einem Wald verworr'ner Arabesken
Ward mir ein Jüngling heut gezeigt von Traumeshand,
Der, wie Fortuna wohl erscheint auf alten Fresken,
Ein Füllhorn niedergoß von eines Brunnens Rand.

Er schüttete, das Haupt hinabgebeugt zum Quelle,
Demanten, Perlen, Gold, Rubinen in den Schlund,
Damit die Flut empor zu seinen Lippen schwölle —
Umsonst, sie blieb zu fern und ungelabt sein Mund.

Ach, so vergeudet' ich, da ich in Lieb' entglühte
Und der Empfindung Quell mein Wahn mich wecken hieß,
Den ganzen Schatz, den ich getragen im Gemüthe,
An eine Seele jüngst, die mich verschmachten ließ.

Leconte de Lisle.

Sonnenuntergang.

Auf märchenhaftem Küstenhang,
Dran blaue Wogen still sich schmiegen,
Siehst du zwei Palmen hoch und schlank
Die stolzen Blätterkronen wiegen.

Darunter, wie ein Nabob schier,
Beschattet vor dem Sonnenbrande,
Schläft ein ostindisch Tigerthier
Dahingestreckt im rothen Sande.

Und um die glatten Schäfte sieht
Dein Aug' in goldgeschuppten Ringen
Wie einst in Edens Fruchtgebiet
Zwei Schlangen ihre Knoten schlingen.

Tief glänzt, wie Laubwerk im Damast,
Im Golf die fremde Pflanzenwildniß;
Ein byzantinischer Palast
Beschaut in ihm sein braunroth Bildniß.

An seiner Porphyrstufen Saum
Ziehn tausend Schwäne durch die Wellen;
Es spielt mit ihres Halses Flaum
Der Wind und macht ihn flockig schwellen.

Klar dehnt der Horizont sich aus;
Kein Laut am Himmel, kein Bewegen!
Nur, daß im Glanz des tiefen Blau's
Leis' athmend sich die Palmen regen.

Doch plötzlich, scharlachschwingig, läßt
Im West der Vogel Rock sich schauen;
Sein Schnabel hält die Sonne fest,
Und Blitze sprühn aus seinen Klauen.

An seiner mächt'gen Brust, bedeckt
Mit flammenwehendem Gefieder,
Schmilzt langsam das Gestirn und leckt
In Bächen von Topasen nieder.

Da richtet sich im Norden fern
Ein Ries' empor, ein Bogenträger,
Orion, oder vor dem Herrn
Ein anderer gewalt'ger Jäger.

Den eh'rnen Bogen spannt er straff,
Und, mit dem einen Fuß in Eile
Vortretend in des Meeres Haff,
Trifft er den Rock mit sicherm Pfeile.

Heiß überströmt vom blut'gen Schwall
Muß seinen Raub der Vogel lassen;
Vom Himmel fällt der Glutenball
Und trümmert in geborstne Massen.

Du siehst in's weite Luftgebiet
Myriaden Funken lodernd spritzen;
Juwelen regnet's vom Zenith,
Die klar in tausend Farben blitzen.

Doch endlich scheint der Wirbelflug
Der sprüh'nden Trümmer zu ermatten;
Des Tages letzter Athemzug
Haucht Purpur und zerfließt in Schatten.

Und düster, stumm, geheimnißschwer
Zieht her die Nacht und läßt im Wallen
Weitfaltig über Land und Meer
Die schwarze Sammetschleppe fallen.

Anhang.

Französische Dichter der Schweiz.

Albert Richard.

Trauer.

Komm, Liebe, und spende
Auch mir deinen Reiz!
Es neigt sich zum Ende
Mein Leben bereits;
Ein Tag, und die Bronnen
Der Jugend sind leer,
Und Blumen und Wonnen,
Sie blühen nicht mehr.

Ein Suchen und Tasten
Ist all unser Sein,
Ein Ringen und Hasten
In wechselnder Pein.
Stets raubt uns ein Schimmer,
Ein Trugbild die Ruh,
Und bald deckt auf immer
Die Erde uns zu.

Sowie an den Jochen
Des Felsens die Flut,
So hat sich gebrochen
Am Schicksal mein Muth.
Mit all seinen Tücken
Umstrickt es mein Herz;
Ein rasches Erdrücken
Wär' minderer Schmerz.

Verzehrt vom Gedanken,
Dem fressenden Wurm,
Einsam muß ich schwanken,
Ein Spiel für den Sturm.
Ich biete voll Trauer
Die Hand, wem es sei; —
Ein kalter Beschauer,
Zieht Jeder vorbei.

Es stehn, zu durchweben
Die Jugend mit Lust,
Das Jahr und das Leben
Nur Ein Mal im Blust.
Weh dem, der die Beiden
Nicht pflückte, noch eh
Die Blüthen und Freuden
Erfroren im Schnee!

Ich sah eine Rose,
Da sprach ich zu ihr:

„Bald komm' ich und kose,
Du Schönste, mit dir;
Bald komm' ich gezogen
Und pflück' dich geschwind!"
Ich kam; doch es flogen
Die Blätter im Wind.

Hoffnung.

Was grämst du gar so sehr um diese flüchtigen Sorgen
Des flüchtigen Daseins dich, du Erdenpilger du?
Geduld! Ein Weilchen nur! Es folgt der Nacht ein Morgen,
Dem kurzen Tagewerk folgt eine ew'ge Ruh.

Wenn du in Angst und Noth auf halbzerschelltem Boote
Mit Sturm und Wogen kämpfst und klagst um dein Geschick,
O sieh zum Himmel auf, ermüdeter Pilote!
Der Hafen, den du suchst, dort winkt er deinem Blick.

Du Gott der Armen, ja, du hörst die Herzen klopfen,
Du kennst die Last, an der der Dürft'ge niedersank;
Du weißt es, was er litt, und wie viel bittre Tropfen
Geheimer Thränen sein verwais'tes Lager trank.

Und kommen wird ein Tag, da giebst du ihm den Frieden;
Du heißest ihn den Staub abstreifen in den Sarg,
Und führst ihn sanft empor den Armen, der hienieden
Voll Schaam sein tiefstes Weh dem Glücklichen verbarg.

Und auch in dir, mein Geist, steht einst dies allzurasche
Verlangen plötzlich still: der Sehnsucht brennend Reis,
Das niemals Blüten trug, verkohlt und wird zu Asche;
Es schweigt der Sturm in mir; dies heiße Herz wird Eis.

Charles de Bons.

Das Erwachen der Schwalben.

(An die Gräfin Laurette von Courten-Siders.)

Wie lieb' ich euer Schloß, o Schwester, einen Gang
Zum Garten voll von Duft, von Blüten und Gesang,
Der Halle graue Säulenfriese,
Die Ahnenbilder rings, so keck und kriegerisch,
Und an dem alten Stamm die Aeste jung und frisch,
Den Neffen Moritz und Luise!

Wie lieb' ich jenes Thor, geschmückt mit Rehgeweih'n,
Die Doppelgallerie, die alten Schilderei'n,
Die Thürme, stattlich bis zur Spitze,
Und jenen Brunnen, der beinah geräuschlos fließt,
Die Linde, die weitum ihr kühles Dunkel gießt
Zur Zeit der Sommersonnenhitze!

Und welche Schönheit rings, so weit das Auge schweift:
Der Wiesen saftig Grün, von Aeckern braun durchstreift,
Die Rhone, überdacht von Weiden,

Geronda, morsch und alt, das sich im See beschaut,
Leuk mit der Wälder Pracht, mit Höhen weinbebaut
Und Vercorin mit fetten Weiden!

Und Schloß an Schloß gereiht, so weit das Thal sich dehnt,
Vom Strome hier umspült, dort an die Höh'n gelehnt,
Mit Weißdornbüschen reich umschlungen;
Entzückten Fluges schwingt sich Herz und Auge frei
Vom lauten Wasserfall zur schweigenden Abtei,
Vom Bergjoch zu den Niederungen.

In dieser Thürme Schutz ließ ein glückselig Loos,
Geliebte Schwester, dir das Leben sorgenlos
Und reich an Blüten sich entfalten;
Seit fünfzehn Jahren blieb die Stirn dir unversehrt,
Und viele Sommer noch, die gleich beneidenswerth,
Hat dir das Schicksal vorbehalten.

Voll Anmuth heißest du willkommen jeden Gast,
Und daß dem Freund bei dir behaglich sei die Rast,
Wie sinnst und sorgst du seinethalben!
Du bist so liebevoll, so gut, daß du zumal
Als werthe Gäste auch, die dir der Herr empfahl,
Aufnimmst das muntre Volk der Schwalben.

Ich weiß, in's alte Schloß ziehn mit dem Frühlingswind
Auch diese Wandrer ein, die freund dem Menschen sind,
Und außen bauen sie und innen,

Da ihrem Flug der Thurm die Scharten offen läßt,
An Balken, Täfelwerk, in Nischen sich ihr Nest
Und flattern um die stolzen Zinnen.

Im Sommer, wenn die Nacht im Osten kaum sich hellt,
Der Schlaf dich noch umfängt und sich zu dir gesellt
Der Traum, sein lieblicher Genosse,
Eh' fern das Angelus erklingt von Glockenmund,
Thut schon des Morgens Nah'n vom Thurm ein Zwitschern
kund; —
Das ist das Angelus im Schlosse.

Zwar diese Stimme, die vernehmbar kaum erschallt,
Stirbt wiederum dahin in ein Gelispel bald,
Gleich einem leisen Ton der Flöte ...
Doch tausendstimmig jetzt ertönt's zum andernmal,
Und sieh! dort über'm Wald erglänzt ein erster Stral;
Es ist der Stral der Morgenröthe.

Nun fängt ein Zwitschern an, das keck sich hebt und hüpft,
Wohllautendes Geschwätz, das abbricht und sich knüpft
In unbestimmten Melodien;
Und daß dich dieser Klang im Traum noch überrascht,
Trägt ihn ein frischer Wind, wie Blüten, die er hascht,
Hinab in deine Gallerien.

Allmählich fällt von dir des Schlummers leichter Flor;
Dies Zwitschern, das vorhin nur leicht berührt dein Ohr,
Hallt jetzt im tiefsten Herzen wieder,

Zum Morgensegen wird der Vögel muntrer Schlag
Und strebt zu Gott hinauf, bevor noch ganz der Tag
Geöffnet seine Augenlieder.

Weißt du, warum der Ruf, der aus dem Neste klingt,
Mit deinem Frühgebet, das fromm gen Himmel dringt,
So süß zum Wohllaut sich verbündet?
Was dort aus dunklem Trieb, hier aus der Seele quillt,
Ein gleicher Weihrauch ist's, der jenem König gilt,
Den stets der Tag dem Tag verkündet.

Doch nun der Himmel licht und immer lichter wird,
Die Heerden überzählt der aufmerksame Hirt,
Der Mäher sich zur Wiese wendet,
Nun glorreich aus dem Duft die junge Sonne steigt,
Wird's wieder still im Thurm. Der Chor der Schwalben schweigt —
Die Morgenfeier ist beendet.

Der alte Pfarrer.

Sein Körper ist gebückt und seine Scheitel kahl;
Sein Auge sanft verklärt von einem heil'gen Stral,
Wie lang entwöhnt' es sich, am Tand der Welt zu haften!

Ein Spiegel ist die Stirn der tiefsten Seelenruh;
Des Lebens Lust und Leid schloß hinter ihm sich zu,
Längst hat er ausgekämpft, todt sind die Leidenschaften.

Mildthätig pflegt er nur zu segnen und zu weihn,
Und selbst sein Strafen ist ein liebevoll Verzeihn;
In seinen Worten liegt der Keim zu Himmelssaaten.

Wenn sich ein Schaf verirrt, gönnt er sich keine Rast;
Er eilt und sucht es auf trotz seiner Jahre Last,
Denn retten will er nur, versöhnen, helfen, rathen.

Dem Sünder, der ihn hört, wird seine Schuld bewußt,
Er wirft sich in den Staub mit reuerfüllter Brust
Und ruft die Allmacht an mit frommem Händefalten.

So wallt von Thür zu Thür der Greis und segnet still
Das Bett, wo Schmerz und Noth vom Leben scheiden will,
Das Kind, das erst zum Flug die Schwingen lernt entfalten.

Wo sich der Hochmuth spreizt und wo das Elend stöhnt,
Zu warnen ist er dort, zu trösten hier gewöhnt
Mit sanftem Mahnungswort und brünstigen Gebeten.

Das ist sein ganzes Thun; sonst rührt und stört ihn Nichts;
Er hebt voll Zuversicht den Blick zum Quell des Lichts,
Gewärtig stets des Winks, vor seinen Gott zu treten.

Juste Olivier.

Erleichterung.

Weit werf' ich weg die Last, die mich gebracht zum Sinken;
Aufathmen will ich heut,
Ich will, berauscht vom Duft der Blüten, die mir winken,
In langem durst'gem Zug den Wein der Liebe trinken,
Den uns die Jugend beut.

Fern sind die Wetter noch, sie brauen stumm im Weiten;
Doch brechen sie herein:
So wird ihr Blitzgeleucht, durch's Dunkel dieser Zeiten
Mit unverirrtem Fuß den rechten Pfad zu schreiten,
Uns eine Fackel sein.

Vorhersehn die Gefahr, im Voraus zitternd fliehen
Ist meine Neigung nicht.
Birst jene Wolke dort? Wird sie vorüberziehen?
Das zu entscheiden bleibt der Geist, der uns verliehen,
Ein allzu dürftig Licht.

So lang die Sonne lacht, solang noch Blumen lauschen,
Der Falter sie umkreist,
So lange noch der See zu wundervollem Rauschen
Die blauen Wogen regt, als möcht' er Worte tauschen
Mit des Gebirges Geist:

Laß du, die meinen Arm umfaßt mit süßem Schrecken,
Laß, da es Maienzeit,
Uns Veilchen pflücken gehn in lauschigen Verstecken
Und zages Sinngrün, das an wilden Rosenhecken
Am üppigsten gedeiht!

Von Fesseln duld' ich nur die eine, wenn zum Kosen
Dein Arm mich weich umschlingt;
Entsagen will ich ganz der Welt, der seelenlosen,
Nie in die Zukunft schau'n und zählen nur die Rosen,
Die uns der Frühling bringt.

Frederic Monneron.

An Sie.

Wenn Abends auf's Gefild die Nebel niederwallen,
Und träumerisch die Nacht, versunken in ihr Leid,
Den goldnen Gürtel löst vom lichten Sternenkleid
Und ihn zum Horizont seufzend läßt niederfallen,

Dann schließt die Dämmerung die Wolkenpforten auf;
Mit leisem Klagen ziehn, getragen von den Winden,
Die müden Seelen her, die keinen Frieden finden;
Nach andern Himmeln strebt ihr rastlos irrer Lauf.

Auch meine flattert mit, dich liebend zu umschlingen;
Doch lang schon vor dem Ziel in zager Reue deckt,
Wie sie nach deiner Hand die eigne flehend streckt,
Die junge Bettlerin sich schämig mit den Schwingen.

O, daß ich mehr nicht einst dich liebte! Dieser Gram
Treibt meine Seele stets zu dir aus fremden Landen,
Wie einen irren Geist, der aus dem Grab erstanden,
Weil ihn der Tod erfaßt, bevor er Abschied nahm.

Zu spät erkenn' ich dich, zu fern, nach zu viel Mühen,
Und winden darf mein Herz, was ein unselig Loos
Ihm noch an Blüten gönnt, um die Erinnerung bloß,
Einsam, den Dornen gleich, die über Gräbern blühen.

Henri Durand.

Meine Seele weilt anderswo.

Den ungestümen Bergstrom hört' ich rauschen
Und ließ mich nieder auf der Rasenflur;
Ein Abend war's, so ganz um abzulauschen
Ihr heimlichstes Geheimniß der Natur;
In Gold, wie einst, sah ich die Alpen glimmen,
Noch brausten Flut und Wälder ebenso;
Doch meine fiel nicht ein in diese Stimmen,
  Denn meine Seele weilte anderswo.

Und wieder saß ich, wo am trauten Herde
Der Hirte mit den Seinen pflag der Rast;
Die Tochter mit anmuthiger Geberde
Bewirthete mit Milch den späten Gast.
Die Zither nahm sie, lockt' aus ihren Saiten
Ein Lied, bei dem der Abend rasch entfloh;
Doch mochte nicht mein Sang ihr Spiel begleiten,
  Denn meine Seele weilte anderswo.

Am Morgen stieg ich zu den Felsenkuppen
Auf steilem Pfad, den nur der Jäger geht;
Wie staunt' ich jene eiserstarrten Gruppen
Der Gletscher an in ihrer Majestät!
Im Frühlingsschmuck sah ich die Thäler prunken,
Die Gipfel glühn in Flammen lichterloh;
Doch blieb in tiefes Schweigen ich versunken,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Und doch, bei unsern Festen, in den Kreisen,
Wo Lust der Jugend Schwingen leiht zum Flug,
Troff einst mein Mund von reichen Liederweisen,
Die weit das Echo durch die Thäler trug.
Ja — einst! Der junge Lenz, ein lustiger Reigen,
Wald, Flut und Berge stimmten einst mich froh;
Der Ernst des Lebens aber hieß mich schweigen,
Und meine Seele weilt jetzt anderswo.

Trinklied.

Wenn zur Arbeit und zum Handeln
Der Verstand euch stille steht,
Mögt ihr jene Pfade wandeln,
Die man immer lieber geht,
Ja,
Die man immer lieber geht.
Durch dies Leben darf zu Zeiten
Auch die Thorheit uns begleiten,
Doch es soll bei Lied und Wein
Führerin die Freundschaft sein!

Wollt euch nicht mit Sorgen plagen
Und den Trübsinn laßt zu Haus!
Oder eure Freunde jagen
Beide doch zur Thür hinaus,
Ja,
Beide doch zur Thür hinaus.
Durch das Leben darf zu Zeiten
Auch die Thorheit uns begleiten,
Doch es soll bei Lied und Wein
Führerin die Freundschaft sein!

Alle Jugend muß vergehen,
Inhalt wechselt und Gestalt,
Bacchus selbst fängt an zu schmähen,
Denn sein Wein wird ihm zu alt,
Ja,
Denn sein Wein wird ihm zu alt.
Durch das Leben darf zu Zeiten
Auch die Thorheit uns begleiten,
Doch es soll bei Lied und Wein
Führerin die Freundschaft sein!

II. Beranger.

Auf das Grab des französischen Beranger.

So ist es wahr! Des Todes Sense schonte
Auch dieses Lorbeers nicht, und tief in Weh,
Daß stumm die Harfe, drin der Wohllaut wohnte,
Klagt das verwaiste Lied um Beranger.
Es hebt umsonst sein rauschendes Gefieder;
Die Glut erlosch, die einst ein Volk entfacht. —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Zu euch, ihr Schwalben, die April uns sendet
Sprach er, der euer Zwitschern wohl verstand:
„Zur fernen Küste zieht hinaus und spendet
Trost dem Gefang'nen dort im fremden Land!
Heimstrebt sein Herz, gefesselt sind die Glieder —
Fliegt hin und stillt sein brennend Leid ihm sacht!“ —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Fürst ohne Schätze, König ohne Krone,
Nichts als die Waldnacht sucht' er zu St. Cloud;
Die Moosbank zog er vor dem goldnen Throne,
Und dem Palast der Epheulaube Ruh;
An seinem Kleide prangte nur der Flieder,
Das Heideröslein, das der Mai gebracht. —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Ein Seufzer? Ha! Gedacht' er an Lisette
Und wie's „am Dach" mit zwanzig Jahren sei?
Wohl ist die Armuth eine schwere Kette,
Doch auch in Ketten bleibt der Starke frei.
Reich war sein Herz; er hatte Lieb' und Lieder,
Die Hoffnung hielt an seinem Herde Wacht; —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

„Erlosch schon jetzt," sprach Frankreich, „jeder Funken
Vom Glanz der welterobernden Armee?
Ist in Vergessenheit sie schon versunken,
Wie sie versunken in des Nordens Schnee?"
Da zürnte sein Gesang, bis strahlend wieder
Der Ruhm aus jener Inselgruft erwacht. —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Wenn Zeter über ihm die Heuchler schrieen,
Wenn ihn der Vatikan entbot zum Streit:

„Geht hin," sprach er, „ich hab' euch längst verziehen,
Sowie der „„guten Leute Gott"" verzeiht!"
Im Sturm sein „Schiffchen" trieb er fest und bieder,
Ein Land uns suchend, drauf der Himmel lacht. —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Doch schaut, der Sänger mit der Silberlocke
Naht einem bessern Stern; den schlichten Greis
Empfängt der Feldherr dort im grauen Rocke,
Entblößten Haupts; die Garde steht im Kreis.
Und horch! Jetzt singt sie — das sind *seine* Lieder!
Ob seinem Haupte rauschen Fahnen sacht. —
Ihr Schwalben, laßt auf diesem Grab euch nieder!
Hier wird der Lenz erstehen über Nacht.

Oyex de Lafontaine.

Reich und arm.

I.

Der Reiche.

Als Millionär bin ich geboren,
Ein allerwärts beneidet Loos —
Ach, wüßte diese Welt voll Thoren,
Wie sehr mein Dasein freudenlos!
Kein Mittel giebt's, daß ich entweiche
Dem Fluch, der stets am Gelde klebt —
  Wie viele Sorgen hat der Reiche,
  Indeß der Arme ruhig lebt!

Das ruft und rennt und pocht und klingelt:
Zinsbauern, Briefe, Pachtvertrag,
Frau'n, Modehändler! Man umzingelt
Geschäftig uns den ganzen Tag.
Dann das Gesind, die Noth, die bleiche!
Das stiehlt und nimmt, je mehr ihr gebt! —
  Wie viele Sorgen hat der Reiche,
  Indeß der Arme ruhig lebt!

Der Abend kommt; da wird's noch schlimmer:
Besuche, Bälle, Schauspielhaus,
Thee's und gelehrte Frauenzimmer!
Das hält der Teufel selbst nicht aus.
Zum Spiel denn, das mit Einem Streiche
Ansehn und Stellung untergräbt! —
  Wie viele Sorgen hat der Reiche,
  Indeß der Arme ruhig lebt!

Bei diesem Treiben fliehn in Eile
Uns Jugend und Gesundheit hin;
Und wenn durch Ekel, Langeweile
Und Aerzte schier am Tod ich bin,
Tritt grinsend noch an meine Leiche
Die Sippschaft, die um's Erbe wirbt. —
  In Gram und Sorgen stirbt der Reiche,
  Indeß der Arme ruhig stirbt.

II.

Der Arme.

Von Sklaven als ein Sklav geboren,
Dem niedern Volk bin ich entstammt;
Mein ganzes Lebenlang geschoren,
Zur Arbeit und zur Noth verdammt,
So ward ich alt, die Kräfte weichen,
Doch täglich schwerer wird die Last. —
  Ach, ruhig leben nur die Reichen;
  Wann aber wird dem Armen Rast?

Läßt sich erwerben oder borgen
Ein Kreuzer, wie sich's eben trifft,
Muß ich für Weib und Kind erst sorgen,
Und dennoch sagt die heil'ge Schrift:
„Sorg nicht für morgen" und dergleichen
„Gott nährt den Sperling auf dem Ast!" —
  Ach, ruhig leben nur die Reichen;
  Wann aber wird dem Armen Rast?

Wie ist es kalt! wie klirrt so eisig
Mein grauer Bart, vom Frost bereift,
Indeß im Wald nach etwas Reisig
Mein halberblindet Auge schweift!

Gott, wenn mich so durch's Dickicht streichen
Der Förster sähe, der mich haßt! —
  Ach, ruhig leben nur die Reichen;
  Wann aber wird dem Armen Rast?

Bald komm' ich, geht's mir recht ersprießlich,
In's Hospital, zum gleichen Ziel,
Zu dem das Laster führt, und schließlich,
Daß ich bezahle mein Asyl,
Zerfetzt der Arzt noch meine Leiche,
Die weder Sarg noch Gruft umfaßt. —
  Ach, ruhig stirbt allein der Reiche;
  Wann aber wird dem Armen Rast?

Die Dose.

Lied eines in den großen Rath gewählten Schulmeisters.

Ihr wollt ein Lied von mir, doch paßt
Das Große nur für große Geister;
Drum macht auf Mind'res euch gefaßt
Von einem schlichten Dorfschulmeister.
Zwar geh' ich nun im schwarzen Frack
Entgegen einem bessern Loose;
Erst eine Prise Schnupftaback! —
Und nun — besing' ich meine Dose.

Was eine solche Prise doch
Für Wunder thut! — Das muß ich loben:
Erst war ich etwas schüchtern noch,
Doch jetzt ist alle Scheu gehoben.
Die Schwingen dehn' ich neu beseelt,
Drum rath' ich — daß euch's nicht erbose! —
Wenn's einmal an Gedanken fehlt,
So geht und kauft euch solche Dose!

Manch Einer, der nicht sonderlich
Die Sachen liebt zu überstürzen,
Pflegt mittelst eines Schläfchens sich
Die lange Sitzung abzukürzen;

Doch da nur Unschuld in der That
So schlummern kann in unserm Schoose,
Stell' ich den Antrag, der Senat
Verleih' ihm eine Ehrendose.

Ein Andrer, ist er auch kein Licht
Hinsichtlich seines Weltverstandes,
Fühlt sich als Säule von Gewicht
Am Bau doch unsers Vaterlandes.
Er hält euch Reden kraus und bunt,
Als wäre sein die Weisheit Mose;
Man gähnt schon, öffnet er den Mund;
Ich öffne höchstens meine Dose.

Strebt Einer wild und ungestüm
Nach Neu'rung ohne Zaum und Fessel,
Solch radikales Ungethüm
Setzt man auf den Regierungssessel.
Schon Mancher, ward er gut bezahlt,
Verstand sich zur Metamorphose!
Ich kauf' aus meinem Rathsgehalt
Mir höchstens eine neue Dose.

Einst pflegten Schweizer ohne Zahl
Für Launen fremder Herrn zu sterben,
Jetzt gilt's, durch fremdes Capital
Ein sorglos Leben zu erwerben.

Wie oft ward Einer schon um Sold
Ein Jud', ein Deutscher, ein Franzose!
Ich lange, statt nach fremdem Gold,
Nur hie und da in meine Dose.

So tret' ich Amt und Würden an,
Doch nimmer laß ich mir verbieten,
Statt Aktien einer Eisenbahn
Euch meine Dose anzubieten.
Nicht schlecht ist der Tabak, doch gern
Erlaub' ich Jedem, daß er niese,
Und wünsche nur, daß euch, ihr Herrn,
Recht wohl bekomme diese Prise.

Heimweh.

Mein Vaterland, wie könnt' ich dein vergessen!
An meiner Seele tiefste Saiten rührt
Dein Name schon und heißt mein Aug sich näßen,
Seh' ich die Straße, die nach Süden führt.
Ach, wenn im Golddust an den Alpensäumen
Tyrols die Sonne ruht im Untergehn,
Dann gehst du strahlend auf in meinen Träumen —
O Vaterland, werd' ich dich wiedersehn?

Könnt' ich der frohen Feste je vergessen,
Wo sich im Freien nach der Väter Art
Von fernen Thälern, Flüh'n und Alpenpässen
Vertraulich unser Volk zusammenschaart,
Wo Wort und Herz sich finden und sich tauschen,
Indeß erkämpfte Fahnen lustig wehn
Und durch die Lüfte freie Adler rauschen —
Ihr Feste, werd' ich je euch wiedersehn?

Könnt' ich der stolzen Berge je vergessen,
Die schirmend sich um meine Heimat ziehn,
Des Vaterherds und jenes Dörfchens, dessen
Bescheidne Welt mir einst das Weltall schien?

Ihr Blütenhäng' an blauer See'n Geplätscher
Und du, deß Riesenbau nur wir verstehn,
Du tausendjährig Urgedicht der Gletscher,
  Ihr Berge, werd' ich je euch wiedersehn?

Und könnt' ich dein, mein biedres Volk, vergessen,
Das sich auf jeden, der sein Recht verkürzt,
Die Freiheit, wie die Väter sie besessen,
Gleich der Lawine von den Flühen stürzt?
Dir blüht des Landes Segen unverkümmert,
Und trauern auch Ruinen auf den Höhn:
Die Zwingherrnburgen sind's, die du zertrümmert —
  Mein biedres Volk, werd' ich dich wiedersehn?

Vergäß' ich je? — Nein, Alles ist Erinnern!
Dies theure Land, das mir das Leben gab,
Es spiegelt leuchtend sich in meinem Innern
Mit allem Zauber seiner Hoheit ab.
Wie lang noch muß ich in Verbannung wallen!
Dort drüben erst, wo unsre Alpen stehn,
Dort wird der Stein von meiner Seele fallen —
  Mein Vaterland, werd' ich dich wiedersehn?

Marc Monnier.

Das Land der Ahnen.

Du trägst, o Land der Ahnen,
All unsre Welt in dir,
Und freudig deinem Mahnen
Zum Kampfe folgen wir;
All unsre kleinen Fahnen
Vereinigt dein Panier; —
Du trägst, o Land der Ahnen,
All unsre Welt in dir.

Daß nie den Ruhm der Freien
Der Fremdling uns versehrt,
Daß Jeder dein Gedeihen
O Heimat, liebend mehrt,
Stehn wir zu dir und weihen
Dir Herz und Arm und Schwert;
Daß nie den Ruhm der Freien
Ein Fremdling uns versehrt.

Joseph Petit-Senn.

Der Genfersee.

Lichtblaue Flut, die du beweglich
An blühende Gestade schlägst,
Und mich auf deinem Spiegel täglich
In leichtbeschwingtem Kahne trägst,
Gern seh' ich deine Ufer lachen
Und athme deine Kühlung ein —
Flieg' sanft dahin, mein leichter Nachen!
Die Luft ist klar, der Himmel rein.

Beschwingte Morgenwinde hauchen
Mein Segel an zu rascherm Lauf,
Vor meinem trunknen Auge tauchen
Stets schöner neue Küsten auf.
Gemäuer krönt den Fels, den jachen,
Um sanfte Hügel laubt der Wein —
Flieg' sanft dahin, mein leichter Nachen!
Die Luft ist klar, der Himmel rein.

Fern winken stolze Alpengruppen,
Die, zugedeckt mit ew'gem Schnee,
Die morgengoldbestrahlten Kuppen
Beschaun im spiegelhellen See.
Doch, den Fruchtwipfel überdachen,
Den Herd am Strand dort nenn' ich mein —
Flieg' sanft dahin, mein leichter Nachen!
Die Luft ist klar, der Himmel rein.

Und du, o Stadt im Prachtgeschmeide,
Wie schau' ich, Mutter, stolz dich an!
Dich haben mit dem reichsten Kleide
Natur und Freiheit angethan.
Mag über dir der Himmel wachen!
Dein Glück soll stets das meine sein. —
Flieg' sanft dahin, mein leichter Nachen!
Die Luft ist klar, der Himmel rein.

Charles Didier.

Stimme der Flut.

Es liegt die Nacht mit zagem Schaudern
O Leman, dir am Busen nun;
Bei deiner Wellen süßem Plaudern
Verstummt der Wind und sinkt mit Zaudern
Auf's blaue Bett, um auszuruhn;

Den Nachtgruß mit dem Strand zu tauschen
Nur leisen Odems heißest du
Den schlummernden die Segel bauschen;
Die Schiffe mit verhalt'nem Rauschen
Zieh'n den gewohnten Häfen zu.

Der Himmel, Stern an Stern unzählig
Ruht dir im Schooße klar und still;
Ein heil'ger Schauer faßt allmählich
Mein ganzes Wesen, das sich selig
In reinen Wohllaut lösen will.

Und doch, wie tobst du oft in freier
Begier und rührst mit keckem Kuß

An des Gestades Blumenschleier,
Das, wie die Jungfrau ihren Freier,
Dich schmachtend von sich stoßen muß.

Oft stöhnst du auf in bangen Klagen,
Oft zaubermächtig weht aus dir
Ein Hauch wie von verscholl'nen Sagen,
Als spräch' aus deinem Wogenschlagen
Ein unsichtbarer Geist zu mir.

Dein süßgeheimnißvolles Tosen,
Dein Schmeicheln malt kein irdisch Lied,
Wenn mich gleich einem fessellosen
Gefang'nen dein beseelt Liebkosen
Verlockend in die Fluten zieht.

Urplötzlich ist es dann, als riefen
Sehnsüchtig mir aus deinem Schoos
Zahllose Stimmen, die sonst schliefen,
Als blühte mir in deinen Tiefen
Ein Menschen unerreichbar Loos.

Und zog nicht solche Zauberweise,
Da er an Aegeus Strande saß,
Einst Glaukos in die Wellen leise,
Wo er im Nereidenkreise,
Ein trunkner Gott, der Welt vergaß?



Verzeichniß der Dichter.

Ampere, Jean Jacques, geboren zu Paris 1801. — Buch V.
Anonymus. — Buch IV.
Barbier, Auguste, geboren in Paris, den 28. April 1808. — Buch IV.
Beranger, Pierre Jean de, geboren zu Paris den 19. August 1790, gestorben 1857. — Buch III.
Beranger, A., Professor zu Lausanne. — Anhang.
Brizeux, Antoine Baptiste, geboren zu Seer in der Bretagne 1816, gestorben zu Montpellier 1858. — Buch IV.
Bons, Charles Louis de, geboren zu St. Moritz in Wallis. — Anhang.
Chateaubriand, François René de, geboren zu Combourg 1769, gestorben 1848. — Buch I.
Chenedollé, Charles de, geboren zu Vire 1770, gestorben 1833. — Buch I.
Chenier, André de, geboren zu Constantinopel 1762, als Girondist hingerichtet zu Paris 1794. — Buch I.
Debraux, E., geboren zu Ammerville 1798, gestorben zu Paris 1831. — Buch III.
Delavigne, Jean François Casimir, geboren zu Havre 1794, gestorben zu Paris 1848. — Buch I.
Desaugiers, Marc Antoine Madeleine, geboren den 17. November 1772 zu Frejus, gestorben zu Paris 1827. — Buch III.
Deschamps, Emile, geboren zu Bourges 1798. — Buch II.
Didier, Charles, aus Genf, lebt in Frankreich. — Anhang.
Durand, Henri, geboren und gestorben zu Montreux. — Anhang.
Escousse, Victor, geboren zu Paris 1813, endete daselbst durch Selbstmord 1832. — Buch V.





